Zeitschrift: Beiheft zum Bündner Monatsblatt
Herausgeber: Verein für Bündner Kulturforschung
Band: 1 (1991)

Artikel: So ging man eben ins Hotel
Autor: Fischbacher, Marianne
Kapitel: Zwei Lebensberichte
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-821105

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 22.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ZWEI LEBENSBERICHTE

EINFÜHRUNG

Im letzten Kapitel versuchten wir, den Ursachen der Hotelarbeit auf den Grund zu gehen. Wir stellten fest, dass die missliche wirtschaftliche Lage der Domleschger Familienbetriebe in der Zwischenkriegszeit ein treibendes Motiv war, um in der (Bündner) Hotellerie Arbeit zu suchen. In den folgenden beiden Abschnitten interessiert uns nun ein anderer Aspekt der Hotelarbeit, nämlich ihre Bedeutung für den Lebensweg eines Mannes und einer Frau.

Zu diesem Zweck haben freundlicherweise Herr Jacob Caviezel-Stecher aus Tomils und Frau Marie Mehr-Burkhardt aus Almens eingewilligt, ihre Lebensberichte als anschauliche Beispiele zur Verfügung zu stellen. Ihre Erinnerungen stehen in mancher Hinsicht stellvertretend für diejenigen der anderen befragten Hotelangestellten, die ebenfalls noch ausführlich zu Wort kommen werden.
Die beiden Lebensberichte sind die schriftdeutschen Versionen zweier Interviews, die ich mit Herr Caviezel im November 1987 und mit Frau Mehr im Juni 1988 durchführte. Die schriftliche Form hält sich so nahe wie möglich an den mundartlichen Originaltext. Die schriftlichen Vorlagen wurden von Frau Mehr und Herr Caviezel geprüft und in Ordnung befunden; Herr Caviezel zog es allerdings vor, den Abschnitt über seine Kindheit selber noch einmal schriftlich neu zu formulieren.

Die beiden Lebensberichte können unter zwei Blickwinkeln betrachtet werden. Der eine ist der persönliche, die ureigene individuelle Geschichte des Herrn Caviezel und der Frau Mehr: beispielsweise die Art und Weise, wie sie aufwuchsen, wie sie ihre Leben führten, wen sie heirateten, was sie interessierte, was sie glaubten. Dass wir hier Einblick in diese persönlichen Verhältnisse nehmen dürfen, ist eine verdankenswerte Bereicherung, eines Kommentars dazu möchten wir uns selbstverständlich enthalten. Anders ist es mit dem allgemeineren Teil der beiden Interviews. Als Hotelangestellte machten beide Erfahrungen, die auch die Berufskolleginnen und -kollegen teilten. Als Mann teilte Jacob Caviezel zudem das Schicksal anderer Domleschger Männer und Marie Mehr das Schicksal anderer Domleschger Frauen. Unser Interesse gilt diesem verallgemeinerbaren Teil der beiden Lebensberichte. In Zwischenkommentaren werden die Gemeinsamkeiten mit anderen Hotelangestellten und das Typische an der Hotelarbeit einer Frau und eines Mannes herausgestrichen. Die beiden Lebensberichte werden dadurch an mehreren Stellen unterbrochen, können aber durch Überspringen der eingeschobenen Kommentare auch als Fortsetzungsgeschichte gelesen werden.

WIE HERR CAVIEZEL INS HOTEL KOMMT

"Als zweitjüngstes einer elfköpfigen Familie 1905 geboren und in Tomils aufgewachsen, bin ich, wenn ich heute mit 85 Jahren auf meine Vergangenheit Rückschau halte, sehr zufrieden. 1911 verloren wir Anfang März in einem Zeitraum von dreizehn Tagen Vater und Mutter, der älteste der Familie war 26 und der jüngste zweieinhalb Jahre alt. Die Familie wurde unter Vormundschaft gestellt, die der Schule Entlassenen mussten sich selbst durchbringen, die andern wurden in Heimen und privat untergebracht. Ich hatte das Glück, bei einer liebenswürdigen Cousine aufgenommen zu werden. Ich hatte es bestimmt gut, doch als Vollwaise bei meiner - ebenfalls Vollwaise - erst 19 Jahre alten Cousine, und ich aus dem Trubel der Grossfamilie plötzlich allein, hatte meine gute Cousine Mühe, den Wildfang zu dämmen.

Meine Pflegemutter, ich darf sie so nennen, denn ich bin ihr heute noch dankbar, betrieb eine kleine Dorfbeiz und nebenbei hatte sie eben die Lehre als Herrenschneiderin absolviert. Es ergab sich ziemlich bald, dass ich im Haushalt mithelfen musste, und nicht immer mit gutem Willen. Einmal nach einem Lumpenstreich, den ich wieder geleistet hatte, nahm mich meine Tante, die Schwester unserer Mutter, ins Verhör; in aller Güte machte sie mir klar, was für ein undankbarer Bengel ich wäre. Das Verhör hatte seine Wirkung, so dass ich am Abend in meinem stillen Kämmerlein geweint habe, denn meine gute Cousine war zu aller Last, die ihr zugefallen war, noch gehbehindert; mit 6 Jahren war ihr durch eine Kinderlähmung ein Bein zehn cm kürzer geblieben. Die Jahre vergingen, der Bengel hatte sich gebessert, wurde inzwischen 12 Jahre alt, meine Schulkameraden wurden über Sommer als Hirten oder zu Bauern plaziert, und ich bat meine Pflegemutter mich ebenfalls ziehen zu lassen. Gut, aber als Hirt nicht. Durch einen Bekannten erhielt ich eine Stelle als Knechtlein in *Lohn* im Schamsertal, bei einer Wittfrau Beeli.

Anfang Mai (1917) war unser *Püntelitag*, vier Buben von Tomils waren in Lohn plaziert, zwei als Hirten, zwei zu Bauern. Die Duna Christina, so nannte man sie im Dorf, hat mich mit offenen Armen empfangen und es wurde ein unvergesslicher Sommer, meine erste Stelle, und wie gut die Duna Christina zu mir war. Im Laufe des Sommers sagte sie schon einmal zu mir, da ich keine Eltern hätte, solle ich doch bei ihnen bleiben. Nun, ich wurde von meiner Pflegemutter ziemlich religiös erzogen, und meine Kameraden gingen auch nach Hause, aber ich versprach, nächsten Sommer wieder zu kommen. Zu Hause sagte mir meine Pflegemutter, dass sie sich verlobt hatte und im Januar heiraten werde, das war für mich eine Überrraschung; wir hatten es so schön miteinander und da kam nun ein dritter dazu. Ich war sauer, doch es zeigte sich bald, dass er ein guter Mensch war. Für mich gabs von nun an eine strengere Zeit. Der Ehemann meiner Pflegemutter brachte ein Pferd und eine Kuh in die Ehe und bald kamen mehr Tiere dazu, so dass ich hart an

die Arbeit gehalten wurde. Mit dem, dass ich alles guten Willens tat, hat es mir nicht geschadet. Die Worte meiner guten Tante dazumal hatte ich nicht vergessen. Nun, ich kam unterdessen in die siebte Primarklasse, meine Klassenkameraden hatten sich für die Sekundarschule angemeldet, doch für mich hatte mein Pflege-(onkel) kein Gehör. Pflichtschuljahre waren damals acht Jahre. Anfangs April 1920 war für mich Schulschluss. Jeder Beruf wäre mir willkommen gewesen. Doch ohne Sekschule war es unmöglich auf der Baubranche unterzukommen, da grosse Arbeitslosigkeit war damals. Zuhause konnte man mich gut gebrauchen, ich fütterte das Vieh und nebenbei half ich an einem Holzakkord mit, trotz der strengen Arbeit machte es mir Freude." (Fortsetzung Seite 36)

Schon früh im Leben der interviewten Domleschger Hotelangestellten verdrängte die Arbeit das Spielen. 1931 zählte die Leiterin der Frauenschule Klosters Else Krehl in Graubünden lediglich zwölf Ganzjahreskindergärten, und zwar in den gewerblich-industriell geprägten Ortschaften Chur, Davos, Arosa, Landquart und Thusis.[1] Bei einer mehrheitlich bäuerlichen Bevölkerung sei dies weiter nicht verwunderlich, schreibt die Autorin, die Kinder würden auf andere Weise ins Leben eingeführt:

> "Die Natur ist ihre grosse Lehrmeisterin, Pflanzen und Tiere sind ihre Genossen, harte Arbeit ist schon früh ihr tägliches Brot. Kaum vierjährig, sind sie imstande, das Vieh zu hüten, Kartoffeln zu stecken, Steine im Acker zusammenzulesen. Der Bauer ist froh über jede Arbeitskraft. Ihm ist Spiel Zeit- und Kraftvergeudung. Darum hat er kein Bedürfnis nach Kindergärten."[2]

Wie Marie Buchli bestätigt, ging, wer nicht zu Hause benötigt wurde, im Sommerhalbjahr fort, um ein *paar Rappen* zu verdienen, aber auch um daheim *ab der Kost* zu sein. Sie selber trat am Tage nach Schulschluss eine Stelle an und kam einen Tag vor Schulbeginn wieder nach Hause. Dies hiess, dass sie von Mitte April bis Mitte Oktober in der Fremde war. Das Schuljahr 1920/21 zählte in Almens, Feldis, Fürstenau, Rodels, Rothenbrunnen, Scharans und Trans 26 Wochen; in Paspels,

---

1 Halbjahreskinderhorte während der Sommermonate, die, wie Krehl vermutet, die Mütter während der Feldarbeitszeit entlasten sollten, gab es zudem in Küblis, Pontresina, Celerina und St. Moritz. Vermutlich arbeiteten die Mütter in den drei Fremdenverkehrsorten ebenso häufig im Gastgewerbe und andern saisonabhängigen Branchen, wie auf dem Felde.
Katholische, von Schwestern geleitete Kindergärten fanden sich im weiteren in Chur, Davos-Platz, Davos-Dorf, Domat/Ems, Ilanz und Truns.

2 Krehl 1931:2

Sils i.D. und Tomils dauerte es 28 Wochen, in Scheid bescheidene 21 Wochen, bei rund 33 Wochenstunden.

Zu Schulbeginn im Spätherbst kamen die Kinder aus der Fremde wieder heim, brachten ein kleines Löhnlein mit, einen Käse, vielleicht ein Paar neue Schuhe. Besonders die älteren Kinder waren schon vollwertige und tüchtige Arbeitskräfte, die neben der Schule nicht nur zu Hause kräftig anpackten, sondern auch bei andern Familien in Diensten standen; so diente beispielsweise eine Tomilserin als Schulmädchen morgens und abends noch auf Schloss Ortenstein. Der besorgte Schulinspektor Martin aus Thusis machte 1929 auf das Problem der mehrfach belasteten älteren Schulkinder aufmerksam:

> "Ein Punkt, der zu ernsten Bedenken Veranlassung gibt, betrifft die grosse körperliche Beanspruchung der älteren Kinder beiderlei Geschlechts. Gar nicht selten müssen sie morgens vor Schulbeginn entweder selbständig das Vieh besorgen oder bei der Fütterung mithelfen. Das Gleiche wiederholt sich auch am Abend, sodass an Ruhe und Ausspannung kaum zu denken ist. Während den langen, fast ein halbes Jahr dauernden Schulferien haben sie sich an den schwersten Arbeiten zu beteiligen. Zur Zeit der Heuernte ersetzen manche die teuren fremden Arbeitskräfte, was dem jugendlichen, im grössten Wachstum befindlichen Körper nicht zuträglich sein kann. Auf die physische Überanstrengung muss denn auch die vielfach zu beobachtende vorgebeugte Haltung zurückgeführt werden, welche die Kinder auffallend gealtert erscheinen lässt."[1]

Primarschulen gab es 1920/21 in jeder Gemeinde des Domleschg. Rodels, Scheid und Trans führten eine Gesamtschule, Sils i.D. eine Unter-, Mittel und Oberstufe, in den übrigen sieben Gemeinden teilten sich zwei Lehrer die Unter- und Oberstufe, Almens und Pratval bildeten einen Schulverband. Insgesamt besuchten 226 Knaben und 199 Mädchen die Primarschulen während neun Pflichtschuljahren. 17 Burschen und 4 Mädchen besuchten im weiteren die Kreissekundarschule in Rodels.[2]

Die Domleschger Schulkinder wuchsen, sofern sie aus romanischsprechenden Familien stammten, zweisprachig auf. In Familie und Dorf war das Romanische Umgangssprache, wohingegen die Schule strikte auf der Einführung der deutschen

---

1 Martin 1929:713

2 Der niedrige Anteil der Mädchen mit 19 % im Kreis Domleschg vermittelt einen falschen Eindruck über deren Vertretung in bündnerischen Sekundarschulen im allgemeinen: an den 55 kantonalen Sekundarschulen betrug der Anteil der Mädchen 1920 im Durchschnitt 44,4 Prozent. (Geschäftsbericht des Departements der Erziehung und des Armenwesens 1920:19)

Sprache beharrte. Eine Bewegung zugunsten des Romanischen gewann erst in den zwanziger Jahren etwas an Boden.[1] Später, beim Erlernen weiterer Fremdsprachen, erwuchsen den Hotelangestellten aus ihrer Zweisprachigkeit grosse Vorteile, wie sie öfters hervorheben.

Eine schulische Weiterbildung in den bestehenden kantonalen, privaten und kirchlichen Bildungsinstituten nach Abschluss der obligatorischen Schulzeit kam wohl in erster Linie für die 21 Sekundarschülerinnen und -schüler in Frage. Sie stand aber für die grosse Mehrheit der Domleschger Jugend nicht zur Diskussion.

"Im nächsten Winter mit sechzehn hatte ich einen Kollegen in Paspels, der war im Hotelfach, im Hotel Suvretta in St. Moritz. Ich sagte: "*Du los*, könntest du mir nicht eine Stelle verschaffen, mir ist gleich wo, gleich was?"-"Doch, doch", sagt der, "warte nur, ich schreibe dem Personalchef." Basta. Er schrieb und ich bekam eine Stelle als Messerputzer. Früher hatten sie noch nicht diese rostfreien Messer. Mir war das schon recht! Am dreissigsten November bin ich eingetreten in diesem grossen Hotel. Einige Tage hatten wir noch keine Gäste. Es waren noch mehr Buben dort, etwa sieben, acht bis neun Chasseure, und am Abend mussten wir alle im Office Kartoffeln schälen, weil das Küchenpersonal noch nicht da war, nur die Angestelltenköchin, die Lina. Vom Personal waren etwa zweihundert dort ausser dem Küchenpersonal. Am Abend beim Kartoffelschälen hatten wir es *saulustig*, dann am Tag musste ich üben mit der Maschine. Zuerst putzte ich Angestelltenmesser. Überhaupt diese Messer, wenn sie vom Tisch kamen wurden in Wasser eingelegt, damit sie nicht sofort verrosteten oder ansetzten. Dann musste ich sie zuerst abwaschen und dann durch die Maschine lassen. (Er lacht)
Eines Tages kommt die Gouvernante, Fräulein Loretz, und sagt, ein Chasseur sei erkrankt, ob ich nicht als Chasseur arbeiten wolle. Ich hatte keine Ahnung, was das war, aber ich sagte ja. So kam ich als Chasseur hin. Als Chasseur hat man mit den Gästen zu tun, das ist Laufbursche, wir waren neun Chasseure in diesem Hotel. Drei waren draussen, die mussten die Leute ausladen und einladen in den Schlitten, die Skis anziehen, die Skis ausziehen und zur Seite stellen. Sechs waren im inneren

---

1 vgl. Scheuermeier, der in einem Gutachten zur Lage des sutselvischen Romanisch im Schams, Domleschg und am Heinzenberg im Jahre 1948 feststellte: "In der Regel haben in unserm ganzen Gebiet heute 50-60, ja auch 70jährige in der Schule nie Romanisch getrieben oder gelernt. Das ist ausdrücklich belegt für die Orte Feldis, Tomils, Almens, Scharans, Präz, Sarn, Mathon, Donath. - Bei Lehrern, Schulbehörden und Eltern herrschte damals eine geradezu feindliche Einstellung gegenüber dem Romanischen, das als Hemmschuh für das Deutsche galt. Es wurde nicht nur in der Schule kein Romanisch getrieben, sondern in der Schule oder auf dem Schulplatz romanisch sprechende Schüler mit Geldbussen bestraft. So ausdrücklich belegt in Almens und Scharans für ca. 1890-1920." (1948:21)

Dienst, die mussten - ja man macht sich keinen Begriff, wie das damals zuging, man hat heute noch Chasseure, aber das geht niemals mehr so zu und her wie dazumal.
Wenn ein Gast früher ins Dorf ging zum Einkaufen, so nahm er das nicht nach Hause, wir hatten einen Kondukteurdienst. Was ich vorher noch sagen muss: das Suvretta wurde mit neun Rossen bedient, vom ersten bis zum letzten Tag standen neun Rosse für das Hotel im Dienst. Vier Rosse für den grossen Omnibus, damals fuhren ja noch keine Autos. Der war zweistöckig, wie man das früher in England hatte, das Hotel ist ja ganz im englischen Stil gebaut. Bei diesem Omnibus fuhr noch ein Kondukteur mit, der kassierte etwas weniges ein, so dreissig Rappen pro Fahrt von den Gästen, dann hatten wir noch einen Zweispänner für den Bahndienst, der machte nur Bahnhof-Suvretta. Der grosse Bus machte Suvretta-Dorf, der ging morgens um zehn zum ersten Mal ins Dorf, fuhr bis halb eins, begann um zwei wieder.... toujours hin und her so jede Dreiviertelstunde. Im Sommer auf Rädern, im Winter auf Kufen, das konnte man umstellen, alle Wagen. Wir hatten immer noch zwei Pferde extra für den Gepäckschlitten, weil da Gäste mit unverschämten Überseekoffern kamen, mit viel mehr Gepäck als heute. Dann hatten wir noch ein Pferd für die Post, weil ja das Suvretta zu Fuss gut Dreiviertelstunden vom Dorf weg ist. Das ging dann um sieben Uhr schon auf die Bahn mit der Post und ging dann um zehn Uhr nochmals und am Nachmittag noch zweimal. Etwa vier-, fünfmal.
Die Chasseure, die Innendienst hatten, mussten den Gästen die Türe aufmachen. Wenn man durch das Portal hereinkommt, ist zuerst eine Vordertüre, dann kommt die Rolltüre. Da war einer an der Vordertüre und einer an der Rolltüre und musste immer *hübschli triiba*. Heute haben sie noch eine Rolltüre, aber da ist kein Bub mehr, das ist vorbei, aber das war früher so. Wenn einer mit dem Mantel hereinkam, so musste der Chasseur den Mantel nehmen und in die Garderobe hängen, und da war dann wieder extra ein Garderobier, der hatte die Aufsicht über die Garderobe und war vom Morgen bis am Abend in der Garderobe. Eben, der Kondukteur, der mit dem Vierspänner unterwegs war: wenn ein Gast ins Dorf ging und etwas einkaufte und es mitnehmen wollte, so sagten die in den Läden: "Nein, nein, das bringen wir auf den Bus!" Alle Geschäfte brachten die Einkäufe auf den Bus, der Kondukteur nahm das in Empfang und kam dann herein in die Loge zum Concierge und die Buben mussten die Päcklein vertragen auf die Zimmer, und da gab es doch jedesmal etwas! Wir hatten den Prinzen Hassan, da gab die Frau jedesmal einen Fünfliber für jedes Päcklein, und da haben wir darum gestritten, nicht wahr. Wir waren draussen, wir mussten einladen und ausladen und hatten damit eigentlich nichts zu tun, wir mussten parat stehen, wenn der Kondukteur kam, weil er nicht alle Päcklein selber tragen konnte. Wenn wir sahen, dass da etwas war vom Prinzen Hassan, so versteckten wir das und sprangen hinauf. (Er lacht)
Das war der Dienst der Chasseure und dann natürlich putzen, putzen, putzen den Tag über. - Gab es unter den Chasseuren denn keinen Streit? - Nein, wir hatten eine

Kasse, und jeder musste am Abend dem Concierge das Trinkgeld abgeben. Wir draussen verdienten mehr, die drinnen mehr wenn es Départ gab. Wir draussen konnten bis neunzig Franken ein jeder am Abend abgeben. Das war viel Geld für Chasseure und wir waren zu dritt. Das Geld mussten wir zählen, was machten wir? Im ersten Stock war ein Bad, wir hatten Uniformen mit Säcken, und da war ziemlich viel Geld drin bis am Abend, da gingen wir hinauf, zogen den Tschopen aus, leerten das Zeug auf den Boden und zählten. Dann gingen wir zum Concierge und gaben das Geld ab. Dieser machte manchmal Stichproben, aber darauf wurden wir aufmerksam gemacht, wenn wir schwindelten, könnten wir abfahren, wurden wir grad zum Teufel gejagt. Basta.

Dieser Winter ging vorbei und am Abend mussten immer zwei Chasseure ins Office um Platten zu tragen. Damals hatten sie nicht soviel Geschirr wie heute, sobald es im Saal frei wurde, kam es in die Küche, wurde sofort abgewaschen und wir mussten nun die grossen Platten hinübertragen, nachdem sie abgewaschen und abgetrocknet waren, zum Küchenchef. Ich hätte grosse Freude gehabt, Koch zu lernen, und hatte mich eigentlich schon angemeldet gehabt beim Personalchef. Einmal wollte es, dass ich ausrutschte im Office, dort war dick Sägemehl gestreut wegen der Nässe. Und ich schlipfte aus und brach zwei solche Platten. Ich musste sie nicht bezahlen, aber erhielt ein paar um die Ohren vom Küchenchef, da war es fertig! *Forzani* hiess der und den vergesse ich nie, das war anno zweiundzwanzig oder dreiundzwanzig. (Er lacht) Da war es fertig mit mir und ich ging zum Personalchef und als er mich fragte: "Kommst du wieder im Sommer?", da sagte ich: "Nein, ich komme nicht mehr, ich gehe auf den Julier auf die Alp, der hat mir ein paar um die Ohren gegeben, da komme ich nicht mehr!" Da war ich wahnsinnig heikel. So ging ich auf die Alp als Zusenn und hatte fast im Sinn Senn zu werden, ich hätte Freude an allem gehabt, hatte einfach Freude an der Arbeit. Aber was macht man da im Winter?
Nun hatte ich einen Kollegen im Kulm, einer von Tomils, dem schrieb ich, der besorgte mir eine Chasseurstelle im Kulm. Da ging ich vor Weihnachten ins Kulm und verdiente noch mehr als im Suvretta. Wir konnten am Nachmittag Garderobe machen. Das Kulm ist im Dorf und es gab viel Tee am Nachmittag und wenn es schneite, so kamen alle mit den Mänteln, so durften wir die Garderobe abnehmen und machten fünfzig bis sechzig Franken pro Nachmittag. Dort hatten wir auch Kommissionen, waren aber nur fünf bis sechs Chasseure, dabei ist das Kulm grösser als das Suvretta. Da hatten wir also Kommissionen, z.B. am Silvesterabend waren alle Chasseure ständig im Trab hinunter auf den Telegraphen mit Telegrammen und nicht nur einer sondern alle, alle wollten verdienen und der Concierge hat das gut verteilt. Wir hatten fünfzig Rappen pro Kommission und das war nicht weit, oder auch sonst Kommissionen für Gäste immer fünfzig Rappen. Wir konnten die Zimmernummer aufschreiben und am Abend beim Concierge das Büchlein abge-

ben und er hat uns das Geld gegeben. Dort hatte man ständig Geld, was wir an Trinkgeld bekamen, konnten wir behalten. Wenn ein Gast dem Concierge Trinkgeld abgab zum Verteilen, so hat er das verteilt. Ende Saison wurde auf alle neun Chasseure verteilt, der Concierge machte das aber erst Ende Saison. Wir hatten einen, der rauchte ziemlich und trank jeden Abend eine Flasche Bier, ich als Bub hätte mich doch nicht getraut, eine Flasche Bier zu trinken, aber der schon, der war gleich alt wie ich, ja der war ein wenig frecher, der musste Geld vorbeziehen. Aber ich bekam alles Ende Saison, etwa achthundert Franken, Fixlohn war zwanzig Franken, die Uniform, Kost und Logis." (Fortsetzung Seite 42)

Mit Ende der obligatorischen Schulzeit nahte für einen Burschen die Entscheidung, wie es nun weitergehen würde und wie er seinen Lebensunterhalt verdienen sollte. An Lehrstellen für handwerkliche Berufe gab es im Domleschg keine grosse Auswahl: Maurer, Schreiner, Zimmermann oder Schlosser hätten die späteren Hotelangestellten werden können. Einer wäre gerne Förster geworden, aber der Posten war von einem jüngeren Mann eben erst besetzt worden und so konnte er in absehbarer Zeit nicht mit einer Anstellung im Domleschg rechnen.

Zudem kostete eine Lehre 600 Franken Lehrgeld, und musste der Lehrling auswärts untergebracht und verpflegt werden so bezahlten die Eltern noch ein Vieles mehr.[1] Berufsbegleitend boten dezentral im Kanton eine beachtliche Anzahl gewerblicher, kaufmännischer und hauswirtschaftlicher Fortbildungsschulen Kurse zur schulischen Ausbildung der Lehrlinge und Lehrtöchter in deren Freizeit an (Abend- und Sonntagskurse). Die Gewerbliche Fortbildungsschule in Thusis wurde 1919/20 von zwölf Lehrtöchtern, fünfzehn Handels- und Gewerbeschülern aber auch von elf Schülern ohne Beruf besucht. Diese stammten mehrheitlich aus der Gemeinde Thusis, die 1889 den Besuch dieser Schule für einheimische Lehrlinge und Lehrtöchter obligatorisch erklärt hatte; die Schule stand aber auch Schülern aus den umliegenden Dörfern offen.[2] Eine Fortbildung der landwirtschaftlich interessierten Jugend bot ab 1896 der Plantahof in Landquart. Wieviele junge Domleschger dieses Ausbildungsangebot benutzten, kann leider nicht eruiert werden.

---

1 In einer, allerdings erst 1948 von der kantonalen Zentrale für Berufsberatung herausgegebenen Broschüre zur Berufswahl wurde das Budget einer Ausbildung errechnet. Eine vierjährige Lehre ausserhalb des Elternhauses mit Kost und Logis beim Lehrmeister, mit Bekleidung, Versicherungen, Sackgeld, Fahrspesen, Lehrmitteln und ähnlichem mehr verursachte demzufolge Kosten von 2400 Franken. Musste der Jüngling Kost und Logis unabhängig vom Lehrmeister nehmen, stieg der Betrag sogar auf 10440 Franken, eine eigentliche Investition also. (Durschei 1948:26)

2 Gewerbliche Fortbildungsschule Thusis, Jahresbericht 1919/20

Wie stand es mit den Lehrstellen im Gastgewerbe? Koch/Köchin und Kellner/Kellnerin waren die beiden Lehrberufe im Hotelfach. Von den fünf interviewten Männern machte einer eine Ausbildung als Koch und Konditor, die andern vier begannen nach Schulende recht zielstrebig eine Hotelkarriere in den Portiersdiensten. Rudolf Baumann, Generalsekretär der Union Helvetia, beschrieb in einem Artikel 1918 die unterschiedlichen Ausbildungsgänge im Hotel. Diejenigen des Kochs und des Conciergen sollen hier angeführt werden:

> "Sowohl in der *Küche* als auch im Service spricht man von 'Brigade', sobald neben dem Chef bzw. Oberkellner noch mehrere 'Arbeiter' tätig sind. In der Küche sind die wesentlichsten Stufen die Kommis, junge Hülfsköche, die Chefs de partie (Chef-saucier, Chef entremetier usw.), denen (1. und 2.) Kommis beigegeben sind, der Restaurationskoch, der Pâtissier mit seinem Kommis, in kleineren Küchen (ohne Chefs der partie) ein bis drei Aides, die mit dem Chef arbeiten und ohne beigegebene Kommis die verschiedenen Partien besorgen. Der Saucier oder Chef-saucier ist, wofern nicht ein besonderer Sous-Chef besteht, Stellvertreter des Chefs.
> Im *Portiersdienst* debütiert der Anfänger als Kommissionär, Chasseur (Türhüter), Unterportier, etwa auch als junger Liftier. Hernach übernimmt er den Dienst als Etagenportier, sucht Liftierstellen in Häusern, wo dieser Posten erfahrenern Angestellten anvertraut wird, und strebt nach der Conducteurstelle (Bahn- und Gepäckdienst) und schliesslich auch nach der vielumworbenen Position des Conciergen."[1]

Die Domleschger fühlten sich mehrheitlich den Portiersberufen zugeneigt und wurden in der Regel weder Kellner noch Köche. Für den Karriereweg des Portiers oder Concierge brauchte es erstens keine teure Lehre und zweitens verdiente man sofort Geld. Im weiteren war auch im Gastgewerbe die Lehrstellensituation für die Domleschger keine optimale. Für Köche bot die Saisonhotellerie wohl Anlehren, nicht aber eigentliche Lehrgänge; Bündner Kandidaten für den Kochberuf erlernten ihr Metier in den Churer Stadthotels oder den Davoser und Aroser Sanatorien und Kuranstalten, wie den in der "Union Helvetia" publizierten Prüfungsberichten zu entnehmen ist. Kommt dazu, dass die Bündner, ganz allgemein die Schweizer, dem Kellnerberuf wenig abgewinnen konnten und umgekehrt standen sie im Ruf, für den Beruf des Kellners zu wenig beweglich zu sein.

1931 widmete der Poet, Lehrer und Politiker Sep M. Nay der Hotelarbeit ein Kapitel in seiner Berufsberatungsbroschüre "Giuventetgna e clamada" ("Jugend und Beruf"). Darin geht er der Frage nach, ob die Arbeit im Hotel respektabel und

---

1 Baumann 1918:326 ff.

Burschen und Eltern zu empfehlen sei. Seine Antwort ist zwar ein deutliches ja, trotzdem bringt er gewisse Vorbehalte an:

> "Il survetsch els hotels ha ses agiens prighels, savens gronds prighels per il spért e caracter, prighels morals che autras clamadas han buc, ni silmeins buc en quella mesira. Ils survients vegnan en contact cun glieud de tuttas sorts e condiziuns, d'in tut auter sentir e patertgar e cunfar. Lur survetsch damonda dad els ina nova moda de viver en in cert senn ed ina nova moda el sevestgir. Igl exempel dils d'entuorn, quei smugl e menaschi reschniev e quella veta luxuriusa ha principalmein sin glieud giuvna ina influenza nundispeteivla. E questa influenza sa tschunschamein esser perniciusa per il caracter e savens caschunar grevs conflicts interns."[1]

Liess sich ein junger Mann von all diesen Einflüssen nicht den Kopf verdrehen, so erlaubte das Dasein als Hotelangestellter eine durchaus ehrbare Lebensführung; Beispiele von erfolgreichen Hotelconcierges fanden sich zudem in jedem Dorf. Zog ein Bursche im weiteren all die Schwierigkeiten mit einer Lehre in Betracht, so war der Entscheid naheliegend, es einmal im Hotel zu versuchen.

Auch Herr Caviezel ist noch jung, als er ins Hotel kommt. Nachdem er sich von zu Hause losgelöst hat, schnuppert er ein wenig herum. Er wäre zu jeder Ausbildung bereit gewesen, hat aber als Waisenkind und ohne Sekundarschulbildung eher etwas schlechtere Karten in der Hand als seine Altersgenossen. Die Hotelarbeit fasziniert ihn, im Kreise der andern Küchenjungen fühlt er sich wohl, hier ist es lustig, hier läuft etwas. Als er, ohne recht zu wissen, worauf er sich einlässt, die Chance ergreift Chasseur zu werden, steigt er aus der Küche auf und arbeitet nun in der Halle, dem Zentrum des Geschehens. Verfehlungen kann er sich an dieser Stelle keine leisten. Der Concierge ist der wachsame Vorgesetzte, der die Burschen unter Kontrolle hat, und wer sich nicht an seine Anweisungen hält, wird davongejagt. Fast wäre ihm die Hotelarbeit noch verleidet worden, die rüde Behandlung durch den Küchenchef verletzt sein Gerechtigkeitsempfinden tief. Schon ein Jahr später findet er aber wieder Geschmack an der Hotelarbeit und entscheidet sich, auf diesem Wege weiterzumachen.

---

1 "Der Dienst im Hotel birgt eigene Gefahren, häufig grosse Gefahren für Geist und Charakter, moralische Gefahren, die andere Berufe nicht oder wenigstens nicht in diesem Ausmasse kennen. Die Bediensteten treten in Kontakt mit Leuten aller Art und Herkunft, die ganz anders fühlen, denken und handeln. Ihr Dienst verlangt von ihnen in gewissem Sinne eine neue Lebensweise und eine neue Art sich zu kleiden. Das Vorbild der Umgebung, dieses neuartige Treiben und das luxuriöse Leben hat besonders auf junge Leute einen unbestreitbaren Einfluss. Dieser Einfluss kann ohne weiteres verderblich sein und häufig schwere innere Konflikte auslösen." (Nay 1931:16)

"Vom Kulm aus ging ich ins Welsche in den Berner Jura zu einem Bauern, acht Monate in der Landwirtschaft zu einer guten Familie, wahnsinnig streng! Dort nahm ich in acht Monaten sechs Kilo ab. Ich hatte schon zu essen, nicht so wie wir hier im Bündnerland gewohnt sind. Am Morgen nur Café und Brot, schon guter Café mit viel Milch, aber nie Käse und Speck, das gab es dort nicht, basta. Nach acht Monaten ging ich, ich hätte ein Jahr bleiben sollen, aber ich sagte, ich müsse zurück und in die Saison, aber das war nicht wahr, ich hatte noch keine Stelle. Ich kam zurück, acht Tage später hatte ich schon Arbeit in Schins auf dem Maiensäss, arbeitete dort einen Teil des Winters im Wald. Ich hatte überall Offerten gemacht, auch auf der Lenzerheide. Als ich nach Hause kam, sagte die Cousine: "Du hast ein Telefon bekommen von der Lenzerheide." Ich ging auf die Post, dort war das einzige Telefon, und rief den Herrn an, und er fragte, ob ich sofort kommen könne. Ich sagte, so einen Tag oder zwei müsste ich schon haben, um das Zeugs zusammen zu kriegen. Was ich denn so mitnehmen müsse als Portier? Er sagte: "Eine grüne Schürze und ein Gilet mit Ärmeln." Meine Cousine war Schneiderin und sagte, sie könne mir das machen, aber so einen Tag, zwei brauche sie. "Gut, in Ordnung", sagte er. So fuhr ich dann nach Solis und lief hinauf über Obervaz nach Lenzerheide bis Valbella. Das war eine wunderbare Stelle, nur der Patron trank und das mochte mich sehr. Die Frau des Patron war eine ganz liebe Frau. Wir waren dort wenig Angestellte, zwei Saaltöchter, zwei Zimmermädchen und ich, die Köchin und ein Hilfsmädchen und das war alles. Es war richtig familiär. Er war gewiss ein guter, lieber Mann, aber am Abend war er betrunken, und das hat mich wahnsinnig gestört. Mir tat auch diese Frau leid, sie schämte sich vor den Leuten. Ich blieb doch drei Saisons und dann sagte ich dem Patron - er war einer wie ein Vater, aber ich habe ihm auch alles gemacht, ich habe Holz gescheitet, die Schweine gefüttert, ich machte alles, (er lacht) da war mir nichts zuviel - so sagte ich zu ihm: "Ich bin halt vorher im Suvretta gewesen und möchte wieder in ein Grosshotel und vorwärtskommen." Er sagte: "Gut, ich kann dich nicht anbinden, so gehst du halt, aber wenn ich vergrössere, dann kommst du zurück, dann musst du nicht mehr allen Dreck machen, dann hättest du noch einen Unterportier und du wärest der Chef." - "Eventuell", sagte ich, versprechen wollte ich nichts. Er vergrösserte tatsächlich und schrieb mir, aber ich war unterdessen in andere Häuser gekommen, von dort nach Sils Maria in die Alpenrose als Liftier und Portier.

Von dort ging ich nach England vier Monate in die Schule, dann bekam ich eine Stelle in der Lenzerheide im Kurhaus, das war ein besseres Hotel, als Liftier/Concierge, aber eigentlich war ich Liftier/Telefonist. Denken Sie, in einem Haus von fast zweihundert Betten nur zwei Telefonkabinen, eine im Haupthaus und eine in der Dependance. Dort verdiente ich noch besser, ja ich habe eigentlich immer gut verdient! (Er lacht) In diesen Jahren dort habe ich, ich darf es ruhig sagen, pro Saison zweitausend Franken verdient. Da konnte ich eben Englisch und der alte

Concierge konnte kaum Englisch, so kamen die Gäste immer zu mir, alles Engländer. Ich hatte immer die gute Seite, dass ich alle Gäste, gute oder schlechte, gut bediente, und es hat sich immer gelohnt, immer! Ich kann mich erinnern, auf der Heide im Kurhaus kamen zwei alte Engländerinnen und schon im voraus hiess es: *"Khummend dia alta Wiiber wider, dia sind gar nüt wert!"* und der Concierge sagte auf romanisch: *Cun quellas stos far nuot, quellas valan buc tschien raps!* ("Für die musst du nichts machen, die sind keine hundert Rappen wert!") Aber diese Alten wohnten im ersten Stock und mussten beim andern Liftier fast immer zu Fuss, damals hatten wir noch einen Wasserlift, wir mussten am Seil ziehen und dann stopp! und dann mussten wir wieder ziehen. Unten am Wasserlift war eine grosse Turbine, und wenn man am Seil zog, strömte das Wasser hinein und stiess den Lift hinauf, wenn man oben wieder zog, strömte das Wasser wieder hinaus und fort. Diese zwei sind nicht skigefahren, die konnten nur noch laufen. Wenn ich sie kommen sah, machte ich die Türe auf und sagte: *Would you please*, sie eingeladen und sie sagten: *He is a nice boy*. Die gaben mir fünfzig Franken, als sie fortgingen, und sonst haben sie nie nichts gegeben! Die anderen Liftiers machten sie zu Fuss gehen.

In der Lenzerheide machte ich drei Saisons, dann wechselte die Direktion und dann war fertig. Als ich dort antrat, musste ich zum Direktor aufs Büro, das war neben der Küche, er konnte miserabel Sprachen, ein wenig Französisch, aber Englisch keine Spur. Wenn Engländer mit ihm redeten, machte er immer *oui, oui, oui*, auch wenn er das Haus voller Engländer hatte, aber er war so ein lieber Mann gegenüber den Gästen, die konnten haben, was sie wollten. Als ich eintrat, musste ich also zum Patron. "Wie heissest du?" - "Jacob." - "So Jacob, höre, nicht viel reden, aber viel denken, jetzt kannst du wieder gehen." (Er lacht) Das vergesse ich nie. Dort machte ich drei Saisons und die letzte Wintersaison hatten wir einen andern Direktor und das war eine Katastrophe, und so ging ich dann weg, das war 1928."

(Fortsetzung Seite 48)

Nach seinem Aufenthalt im Hotel Kulm in St. Moritz, wird für Herr Caviezel eine Karriere im Hotel immer wahrscheinlicher und er beginnt seine Weiterbildung. Wie für die andern Männer stand auch für ihn das Erlernen von Sprachen an erster Stelle. Die Beherrschung des Französischen, Englischen und womöglich des Italienischen war die unabdingbare Voraussetzung um im Hotel *vorwärts zu kommen*. Jede zusätzliche Sprache bedeutete eine Qualifikation, verbesserte die eigene Konkurrenzfähigkeit um die guten Arbeitsplätze und somit die Aufstiegschancen. Sprachgewandtheit brachte einen den Gästen näher, man musste ihnen die Wünsche nicht mehr nur von den Augen ablesen, sondern konnte sie besser verstehen und bedienen. Die Berufe im Hotel sind Karriereberufe mit einem ausgeprägten

Rangsystem. Nebst den Sprachkenntnissen waren weitere fachliche Qualifikationen vonnöten, um sich in dieser Rangfolge zu bewähren. In den eher unruhigen Anfangsjahren einer Hotelkarriere wechselte der strebsame Angestellte daher häufig die Stelle; er trat seinen Gang durch die Hotelbetriebe an, um unterschiedliche Arbeitsmethoden kennenzulernen und reiche Berufserfahrung zu sammeln. Weitere Fähigkeiten waren zu erwerben: Herr Caviezel lernt beispielsweise, wie er mit den Gästen umgehen muss, was für Ansprüche er stellen darf und er hat noch heute nicht vergessen, dass er wenig reden und viel denken soll. Ungewohnte wirtschaftliche Erfahrungen machte der Angestellte mitunter schon in der ersten Nacht, wie der Zweite Nachtconcierge im Palace St. Moritz berichtet:

> "Ich bin am 28. Dezember eingetreten und das Haus war bumsvoll. An jenem Tag war ich noch im Berg oben um Äste zu holen; um vier Uhr kam das Telefon; einer der droben arbeitete und Skilehrer war rief an und sagte, es sei eine Stelle frei. Stellen waren rar damals, ich sagte ich gehe. Dann ging ich ins Engadin und durfte - als Kind vom Lande - kaum hineingehen ins Palace. Dann konnte ich etwas essen und dann die Uniform anziehen. Und dann zehn Uhr, elf Uhr, zwölf Uhr die Bar immer noch voll, das ist nur so hinauf und hinunter gegangen. Bei uns geht man doch um zehn Uhr ins Bett! Und das ging und ging und ging, bis am Morgen, das Orchester war Teddy Stauffer, der war Chef d'orchestre. Von zwölf Uhr an mussten wir den Leuten, die in den Zimmern waren noch Mineralwasser servieren, zuerst fand ich den Ausweg fast nicht, weil ich nicht wusste, wo die Zimmer waren. Ich weiss nur, im Palace habe ich die erste Nacht 7 Franken 60 verdient und die zweite Nacht 19.60 und habe gedacht, Herrgott, da wirst du Kapitalist! und hatte eine Riesenfreude."

Der Weg der intensiven Erwerbswanderung führte auch durch die Hotelkategorien, denn in einem Kleinhotel fehlten die Aufstiegsmöglichkeiten. Je höher die Hotelkategorie, umso feiner und umfassender auch das Dienstleistungsangebot an die Gäste, umso mehr Personal war zur Stelle, um den Service zu versehen und umso besser geschult und erfahren hatte es zu sein. Eine ausserordentlich differenzierte Rangeinteilung bezeichnete in einem Grosshotel die Funktionen des Personals. Rudolf Baumann stellte beim Trinkgeldpersonal 35 und beim fixbesoldeten Personal 55 mögliche Rangpositionen fest![1] Diese Rangordnung war sehr durchlässig, das heisst, ein Aufstieg bis in oberste Positionen war im Hotel durchaus möglich. Jeder Karriereschritt hatte, wenn man es nicht ganz schlecht traf, eine langsame Verbesserung des Verdienstes, aber auch der allgemeinen Arbeitsbedingungen zur Folge. Ein Concierge erinnert sich:

---

1 Baumann 1918:326

"Wenn man anfing, hatte man es schon ziemlich primitiv. Ich kann mich erinnern, als ich anfing im Schlosshotel als Chasseur waren wir sechs, sieben im selben Zimmer. Nachher besserte sich das, so zwei, drei und wenn man eine gewisse Position hatte war man dann allein, wie ich auch. In den letzten Jahren hatte ich für mich ein Zimmer im Hotel, die letzten fünfunddreissig Jahre ass ich im Kuriersaal mit den Ersten Angestellten. Die Unteren Angestellten assen gemeinsam in einem anderen Lokal, das sind die Chasseure, Portiers, Etagenportiers, Zimmermädchen, Küchenpersonal, Lingerie, vom Saal, die assen für sich. Die Direktion ass in den allermeisten Fällen allein. Nur bei speziellen Anlässen, etwa den Familienweihnachten oder am Saisonschluss, luden sie die Ersten Angestellten ein zu einem Abschlussessen oder an den Weihnachten gemeinsam mit allen Angestellten." (Herr Ueli Banzer, Concierge)

Die Rangpositionen waren hierarchisch geordnet. Ein Erster Angestellter (Concierge, Küchenchef, Oberkellner) war Vorgesetzter des untergebenen Personals, er hatte Aufsichts- und Ausbildungsfunktion. Vor ihm war ein gewisser Respekt geboten, und seinen Anordnungen folgte der junge Chasseur, wenn er nicht *gleich zum Teufel gejagt* werden wollte. Die Hierarchie erforderte Gehorsam gegenüber den Höhergestellten, was schwer zu ertragen war, wenn diese ihre Vorgesetztenstellung missbrauchten. Häufig ging es in letzterem Falle um die Verteilung der Trinkgelder, die den Kellnern, Saaltöchtern, Zimmermädchen oder Chasseuren vorenthalten wurden.
In den unteren Rängen der betrieblichen Hierarchie sagte vielen Hotelangestellten die Arbeit noch keineswegs zu. Als *junges Pürschtli* ging es ja noch an, dass der Verdienst nicht für eine eigene Existenz reichte, dass unangenehme Arbeiten verrichtet werden mussten, dass Ungerechtigkeiten zu erdulden waren und dass einen *die hohen Herren der Direktion ständig übergingen.* In den unteren Chargen wollte und konnte ein Bursche, dessen Wunsch es war, eines Tages zu einem geachteten und nützlichen Mitglied der Gesellschaft zu werden, zu heiraten und eine Familie zu ernähren aber unmöglich verbleiben.[1]

---

[1] Am 31. Juli 1939 erhielt Robert Schatz von seinem Freund, dem Koch A.C., einen Brief, aus dem wir hier freundlicherweise einen Auszug veröffentlichen dürfen. Herr C. schrieb aus dem Park Hotel Waldhaus in Flims:
"Lieber Robert! (...) Seit dem letzten Brief hat es mich ein wenig überall herumgeschlagen. Letzten Winter war ich in Pontresina im Hotel Kronenhof als Tournant tätig wir hatten jedoch kurze Saison 2 Monate aber wenn man Saisongehalt hat geht es schon. Dann hatte ich in Thusis im Weissen Kreuz Chef-Aushilfsstelle bis anfangs der Osterwoche und dann gleich bis 12. Mai im Post Hotel daselbst. Am 13. Mai habe ich nach Chur gezügelt ins Hotel Lukmanier und blieb bis 26. Juni dort als Chef-Aushilfe. War sehr gerne dort. Nun seit 15. Juli bin ich hier im schönen Park wo es mir sehr gut gefällt trotz dem Saukrampf, bin hier als Commis garde manger. Im Herbst komme ich, wenn nicht alles schief geht, 2 Tage an die Landi per Velo aber (Fortsetzung Seite 46)

Sich hinaufarbeiten war auch eine persönliche Notwendigkeit. Die Hektik des Hotelbetriebs stellte an körperliche und seelische Kräfte höchste Anforderungen. Ein junger, neugieriger Mann konnte die besonderen Verhältnisse der Saisonhotellerie besser verkraften, die wochenlangen Spitzenbelastungen ohne Freizeit, den Wechsel zwischen Sommer- und Winterstelle mit immer wieder anderen Arbeitsmethoden, mit neuen Vorgesetzten und Arbeitskollegen. Er konnte sie als abenteuerliche Lehr- und Wanderjahre verbuchen. Kam der Hotelangestellte aber in die Jahre, d.h. war er über Dreissig und liessen seine Kräfte nach, so sah er sich mit Vorteil nach einem windgeschützteren Platz um; nach einer Stelle, die finanzielle Sicherheit bot, an der er vor allem berufliche Erfahrung und Verantwortungsbewusstsein ausspielen konnte, und an der ihm mit mehr Respekt begegnet wurde. Für das Gros des Personals zogen die Hoteliers junge, frische Arbeitskräfte vor; diese arbeiteten schneller und vor allem billiger. Als Erste Angestellte schätzten sie hingegen das langjährige Personal, das den Betrieb in- und auswendig kannte, das eng mit der Stammkundschaft verbunden war und somit die Tradition des Hauses mitrepräsentierte. Diese gesicherten und auch finanziell sehr interessanten Positionen galt es zu erreichen und war man einmal so weit, so trug man dieser Stelle Sorge.

Der Ökonome Robert Meuli analysierte das Alter von 3782 Hotelangestellten beiderlei Geschlechts im Kanton Graubünden in den sechs wichtigsten Hotelberufen und erstellte die folgende Tabelle VII.

Die Ergebnisse zeigen, dass 57,1 % der Männer und 67,8 % der Frauen unter 30 Jahren alt waren. Ersichtlich ist auch eine sich verschmälernde Spitze älterer Angestellter. Die Mehrheit des Hotelpersonals, das sich bis zum dreissigsten Altersjahr noch nicht in eine sichere oder zumindest aussichtsreiche Position hinaufgearbeitet hatte, suchte anderweitig Beschäftigung; die Frauen heirateten, wie Meuli richtig vermutet. Aber auch für die Männer mag die Heirat oft Grund für die Aufgabe des Hotelberufs gewesen sein, denn als Saisonarbeiter war ein übliches, geregeltes Familienleben nicht möglich.

(Fortsetzung von Seite 45) versprechen will ich nichts. Für den Winter habe ich Offerten gemacht ins Suvretta House St. Moritz habe aber noch keine Rückäusserung. Sonst im alltäglichen Leben geht es mir gut es fehlt mir nie an Arbeit. In Sachen zarter Kunde schläft alles ruhig. Für was 2 ins Unglück rennen, wenn man alleine genug hat sich ehrlich und recht durchzuschlagen und für uns Köche ist das sowieso eine Sache die reiflich überlegt sein will, warum brauche ich Dir wohl nicht mehr erklären? Im übrigen lebe ich so ziemlich solid aber immer mit der Hoffnung, doch auch einmal einem lieben Frauchen ein stilles Heim bieten zu können. Nun meine Gedanken sind ausgeflogen (...) Viel Glück und alles Gute."

TABELLE VII:
Hotelangestellte nach Altersgruppen in den sechs wichtigsten Berufen der Bündner Hotellerie 1930

Age	Directeurs Hommes	Secrétaires Femmes	Cuisiniers	Cuisinières	Sommeliers	Sommelières	Gouvernantes	Filles de chambres	Portiers Hommes	Portiers Femmes	Total Hommes	Total Femmes	En % Hommes	En % Femmes	Total sans égard au sexe: Chiffres absolus	Total sans égard au sexe: En %
– 19 ans	3	2	66	29	14	183	1	94	58	–	141	309	12,6	11,9	450	12,1
20 – 29 ans	69	41	111	185	70	672	30	527	250	1	500	1.456	44,5	55,9	1.956	52,5
30 – 39 ans	32	29	47	135	24	123	49	157	111	–	214	493	19,1	18,9	707	18,9
40 – 49 ans	43	12	39	74	10	23	42	57	57	–	149	208	13,3	8,0	357	9,6
50 – 59 ans	30	13	24	43	6	3	26	20	31	–	91	105	8,1	4,0	196	5,2
60 – ans	8	3	7	23	–	–	7	2	12	–	27	35	2,4	1,3	62	1,7
	185	100	294	489	124	1.004	155	857	519	1	1.122	2.606	100	100	3.728	100

Meuli errechnet für die von ihm untersuchten Angestellten der Bündner Hotellerie einen Ledigenanteil von 93,3 % bei den Frauen und 63,7% bei den Männern:

TABELLE VIII: Anteil der Ledigen an sieben typischen Hotelberufen im Kanton Graubünden 1930
(Quelle: Meuli 1940:106)

	Männer	Frauen
Direktoren und Sekretäre	49,2 %	73,0 %
Köche	64,2 %	84,9 %
Kellner	78,3 %	98,8 %
Zimmermädchen	-	95,8 %
Portiers	71,3 %	-
Concierges	25,9 %	-
Gouvernanten	-	83,2 %
Durchschnitt	63,7 %	93,3 %

"Im Frühling ging ich nach Lugano ins Hotel Adler, dort wollte ich die Zwischensaison machen. Das machten damals viele, nach der Saison ging man nach Lugano, um die Frühlingssaison zu machen; im Sommer lief es in Lugano nicht übertrieben gut. In Lugano im Hotel Adler war es die gleiche Katastrophe, ich hatte einen Vertrag, dass ich ein dunkles Kleid haben müsse als Aide de concierge, nur ein kleines Haus, eine Pension. Der Patron war zugleich auch der Direktor und hatte mir versprochen gehabt, ich bekäme dann Billette für San Salvatore und Monte Brè und hätte Prozente von den Taxis und dieses und jenes. Also ziemliche Versprechen bei diesem Engagement, und so war ich ein paar Tage dort und es kam nichts und die Billette hatte er verkauft im Büro. Ich sagte Herrn K.: "Sie haben mir dies und das versprochen", und er sagt: "Ja, das kommt dann schon noch." Am Mittag war es ruhiger und ich hätte mich umziehen sollen und die Fenster putzen! Wegen dem Putzen wäre es mir nicht zuviel gewesen, im Suvretta musste ich viel putzen, zu Hause bei meiner Cousine auch, ich konnte das schon. Aber immer am Mittag mich umziehen, das passte mir nicht. Ich sagte: "Hören Sie Herr K., ich habe in der Lenzerheide gearbeitet, ich war Portier in Sils-Maria und war im Suvretta und da haben wir am Morgen geputzt, dann waren wir in Uniform." - "Gut", sagte er, "dann machen wir das halt am Morgen", und ich sagte: "Mir ist das schon recht." Aber dieses Versprechen mit den Billetten und das kam nicht, und das Essen, eine Katastrophe. Ausser einem Deutschschweizer waren alles Tessiner. Am Montag stellten sie ein Stück Käse auf den Tisch und das hätte reichen sollen für die ganze

Woche und die ganze Mannschaft, da nahm jeder und am Ende war nichts mehr da. "Was ist denn das für eine Hantierung?" sagte ich. Auch sonst gab es kein gutes Essen. "Da bleibst du nicht", sagte ich mir und bin abgehauen. Er gab mir einen halben Tag frei und ich ging ab nach Paradiso und kam zurück und machte grad Schluss und ging in den Ausgangskleidern zu ihm und er meinte, ich solle mich sofort umziehen, aber ich sagte ihm, das sei nicht nötig, ich gehe sowieso. "Wieso, wieso?" Ich sagte: "Hören Sie, Sie haben mir das und jenes versprochen und jetzt bin ich zehn Tage hier und es ist noch nichts passiert und ich gehe." - "Ja, Sie haben halt im Winter zuviel verdient!" Ich sagte: "Das hat mit dem Verdienen nichts zu tun." - "Sie können nicht gehen, Sie bekommen die Schriften nicht." - "Das wäre noch lustig!", und ich ging auf die Polizei und dort sagten sie: "Christo di un barbizo", weil er so ein Bockbärtchen trug und sie riefen ihn an, und als ich wieder hinaufkam, gab er mir die Schriften, Dienstbüchlein und Pass. Dann ging ich weg, morgens um vier, mit dem Nachtzug, fuhr über Luzern nach Lausanne. In Lausanne eine Weile herumgestolpert, Stellen gesucht, und bekam eine Stelle im Beau Rivage als Chasseur unter einem bösen Concierge. Man warnte mich und ich sagte: "Ja, ja, der wird mich nicht fressen!" Am andern Tag hätte ich eintreten sollen und am Abend erhielt ich ein Telefon von zuhause, ich solle mich in Flims vorstellen, ich hatte dort als zweiter Concierge eine Offerte gestellt. "Gut", sagte ich "lasse ich das Beau Rivage laufen und gehe nach Hause." Das war an einem Karfreitag, das vergesse ich nie, denn am Osterdienstag ging ich nach Flims mich vorstellen und bekam die Stelle.

Zwei Sommer war ich in Flims und im Winter im Suvretta, dann ging ich anno 1929 zurück ins Suvretta als zweiter Sportsman und dachte mir, so, hier gehst du nicht mehr so schnell weg. Es war auch so, aber dass ich vierzig Jahre im Suvretta bliebe, hätte ich auch nicht gedacht.
Die ersten Sommer ging ich noch nach Zermatt und machte dort sieben Saisons. Dann brach der Krieg aus und nach dem Krieg wurde ich im Suvretta Chef der Sportabteilung und ging im Sommer als Nachtconcierge. 1942 bis 1946/47 war das Hotel ja geschlossen. Im Winter hatte ich also eine gute Stelle als erster Sportsman. Nachdem ich zehn Jahre als zweiter Sportsman gearbeitet hatte, wurde der erste Sportsman Concierge und ich rückte nach. Als erster Sportsman im Suvretta hat man schon etwas zu sagen, ich hatte die ganze Skischule unter mir, die Einteilung der Skischule, die ganze Kasse, die zweitgrösste Skischule im Kanton. Als ich fortging, hatten wir neunzig Skilehrer über Weihnachten und Neujahr. Das war ein verantwortungsvoller Posten. Man meint: *ja nur Sportsman*, aber das war ein verantwortungsvoller Posten. Die Einteilung machte ich zusammen mit dem Skischulleiter, aber ich war Tag und Nacht im Hotel und der Skischulleiter wohnte auswärts; was zwischendurch lief, ging alles über mich. Ich hatte sehr grosse Kompetenz, in diesen Jahren nach dem Krieg 1944 bis 1970 hatte ich drei

Skischulleiter und bin mit allen sehr gut ausgekommen. Da geht allerhand, für das Inkasso war ich haftbar. Das Suvretta wurde anno 10 gebaut und wurde am 12.12. 1912 eröffnet, ich kam anno 22/23 das erstemal hin. Anno 23, als ich Chasseur war, realisierte ich das ganze nicht so; wir waren vor der Türe beschäftigt. Schon damals gab es einen ersten und zweiten Sportsman. In den Jahren zwischen 23 und 28 trat ein Herr Dahinden auf und ging zu Herrn Bon, und sagte zu ihm: "Hören Sie, Herr Bon, wir sollten eine Gruppenskischule gründen", und er wollte auch eine andere Skitechnik einführen, dieser Dahinden. Herr Bon war ein vielseitiger Mann und sagte: "Probieren wir's!" Bevor ich kam, begann diese Gruppenschule, so eine Art Skischule, aber die Gäste waren nicht begeistert, der Tarif wurde zwar billiger, aber in den zwanziger Jahren spielte Geld keine Rolle, das sah man auch an den Trinkgeldern. Die Engadiner Skilehrer ekelten ihn dann hinaus; ich weiss nicht, wo er hin ist, ins Berner Oberland, und dort hatte er dann mehr Unterstützung. Wir hatten einen Signorell, einen Einheimischen und einen Rechsteiner, einen Unterländer, der konnte tip top Sprachen, die kamen auf die Idee, das System von Dahinden durchzuführen und probierten es wieder. Zuerst hatten sie ein wenig Erfolg, aber dann hörten sie auch auf, die damaligen Gäste wollten einfach Privatunterricht und nicht Gruppenunterricht. Das ging bis anno 33, dann kam der Kussmaul, ein Deutscher, Hauptmann im Dienst, ein schneidiger Bursche, konnte gut Sprachen und ging zu Bon: "Gut, vielleicht bringt der das fertig." Kussmaul engagierte drei bis vier Skilehrer, und die waren beschäftigt. Im Januarloch waren dann die Skilehrer wieder arbeitslos, aber im Februar funktionierte die Skischule wieder. Dann brach der Krieg aus. Dann war keine Skischule mehr, Kussmaul musste ins Militär. In den ersten Kriegsjahren hatten wir sehr viele sehr alte Gäste. Vorher waren viele Gäste eigentlich heimatlos. Die kamen ins Suvretta, dann gingen sie nach Montreux-Territet, dann nach London oder nach Ägypten, Kairo und waren immer auf der Wanderschaft. Während dem Krieg hockten die im Suvretta, Sommer und Winter waren die dort, dann wurde es geschlossen. 1946/47 ging es wieder auf, da hatten wir einige Engländer und Deutsche. Das war eine arme Sache, die Leute hatten kein Geld, keine Kleider. Ich war dann Chef in der Sportabteilung und ging einmal zu Herrn Bon und sagte: "Hören Sie, Herr Bon, diese Leute kommen und möchten skifahren und haben kein Geld, um Kleider zu kaufen." Wir hatten doch ein riesiges Depot an Kleidern, die Gäste nahmen das selten mit, das ist heute noch so. Ich wusste noch von früher her, was so in diesen Boxen drin war, und er sagte: "Ein Teil der Gäste ist gestorben und kommt nicht mehr, nimm etwas daraus, vermieten darfst du es nicht, aber nachher musst du schauen, dass das wieder zurückkommt. Lass es waschen und leg es wieder zurück, hilf dir so aus." Skis und Schuhe hatten wir ein gutes Depot, das übernahm ich von meinem Vorgänger, aber eben Kleider, Hosen, Windjacken! Wir hatten hundert Paar Skis und hundert Paar Schuhe. Das praktizierten wir zuerst nach dem Krieg, aber die Jahre wurden immer besser, es ging sofort aufwärts. Die Gerlings vom

grossen Konzern in Köln, ich kannte schon den Vater und die Buben kannte ich von klein auf, die wollten skifahren. Skis und Schuhe hatte ich schon, aber sie sagten: "Hosen, wir haben keine Hosen!" und ich sagte: "Gut, ich helfe Ihnen aus, aber Sie müssen es wieder zurückgeben." Ja, (er lacht) ein Paar Hosen hätte ich heute noch zugute von einem dieser Gerlings!
Ich bekam immer viele Briefe von meinen Gästen, auch die ganze Korrespondenz, um Skilehrer zu reservieren. Die kannten mich besser als die Skischulleiter, ich hatte auch ziemliche Kompetenzen. Wenn ein Gast mir schrieb, er wolle einen ausgezeichneten Skilehrer, so sagte ich den Skischulleitern, das sei ein guter Gast und das müsse man berücksichtigen. Ich hatte eine Werkstatt, ich war Tag und Nacht auf den Beinen. Mancher Gast fragte mich: "Jacob, wann schlafen Sie? Sie sind um Mitternacht hier, Sie sind morgens früh hier, wann schlafen Sie?" In vierzig Wintern war ich einen halben Tag im Bett, mir war schwindlig und ich konnte nicht aufstehen. Handkehrum war die Krankenschwester da, wir hatten ja zwei Krankenschwestern im Haus, eine für die Angestellten, eine für die Gäste. Sie brachte schon den Arzt und als sie mir das Mittagessen ins Zimmer bringen wollte, war schon niemand mehr dort, war ich schon wieder unten (er lacht). Aber eben, in erster Linie solid leben und auf vieles verzichten müssen. Ich ging nie in den Ausgang, nie! Die Versuchung wäre schon da gewesen. Als zweiter Sportsman hatte ich weniger Verantwortung, da ging ich schon am Abend mit den Kollegen aus, aber nachher nie mehr und wurde viel, viel eingeladen. Wir hatten Gäste, die gingen nach Pontresina ins Saratz, in die Chesa Veglia und sie kamen um mich einzuladen zusammen mit den Skilehrern, aber ich ging nie mit. Und im Suvretta hatten wir zweimal im Winter Skischulabend mit den Skilehrern. Die Skischulleiter sagten: "Du kommst doch auch, du gehörst doch dazu!" und ich sagte: "Ich komme nicht!" Am anderen Tag sagten die Gäste: "Jacob, wieso sind Sie nicht gekommen, Sie sind ja die Hauptperson?" Ich sagte: "Schauen Sie, ich muss am Morgen wieder da sein." Morgens um sechs war ich immer in der Loge und schrieb ab, wer gekommen und wer gegangen ist, denn ich musste auch schauen, dass ich zum Geld kam.

Nun wollen wir noch etwas vom Skifahren reden. 28/29 hatten wir alles Holzskis ohne Kanten. Dann kamen die Fiberkanten und wir hobelten die Holzskis ab, der Schreiner fräste eine Kante aus und setzte die Fiberkante ein. Zuerst setzte man die nur in der Mitte ein, dann auf der ganzen Länge von der Spitze bis zum Ende. Dann kam die Tellkante, die war nur in der Mitte aus Metall, hinten Fiber, vorne Fiber, weil die Leute Angst hatten sich zu schneiden. Nach dem Krieg kam der Metallski. Den ersten Headski brachte ein Engländer und alle haben das angeschaut, die Skilehrer schauten das an und sagten, ist denn der verrückt, da könnte man ja die Beine zerschneiden. Basta. Der fuhr mit diesen Skis und es ging nicht lange und da kam ein Schweizer Fabrikant und machte einen unverschämt schweren Metallski, und dann kam der schwarze Head. Ich machte alle Bindungen mit, von der Huit-

feldtbindung zur Attenhoferbindung, zur Bellsteinstrammerbindung, dann zur Kandaharkabel, dann die GS und dann kam der Markerkopf mit dem Kabel und erst als ich die letzten Jahre dort war, kam dann die volle automatische Bindung mit dem Fersenautomaten. Bis 1970 war ich im Suvretta. Der erste Skilift am Suvrettahang wurde 1935 gebaut, in jenem Jahr als König Faruk ins Suvretta kam. Das war der erste Lift, der Randolinslift, in St. Moritz. Zuerst war die Bahn von St. Moritz nach Chantarella und dann die Corvigliabahn von Chantarella weiter, die wurde dann erst 27, 28 gebaut. Vorher gab es nichts anderes als St. Moritz-Chantarella, hinüberlaufen über Salastrains und hinunter ins Suvretta, dann kamen sie herein zum Tee trinken und gingen wieder mit den Skis oder mit dem Bus nach St. Moritz und die Leute waren zufrieden. Wir mussten am Morgen bis vierzig Paar Skis die Felle anziehen, die haben wir gewachst und die Felle aufgezogen, dann kam der Gast, zog vor dem Haus die Skis an und dann liefen sie hinauf nach Alp Giop, ein Teil vielleicht bis Corviglia, dann kamen sie in Schwüngen und Bögen wieder herunter mit ihren Telemark, stellten die Skis wieder ein und gingen am Nachmittag aufs Eis. Oder dann machten sie Touren. Dazumals hatten wir sieben Skilehrer, drei Bergführer und die Skilehrer, und die hatten nicht immer Arbeit. Diavolezza, Fuorcla Surlej, Val da Fuein, das ist hinter Bernina, nicht einmal Corviglia durften die Skilehrer machen, nur die Bergführer. - Fuhren die Frauen auch Ski? - Im Rock! Nachher hatten sie einen Hosenrock, die engen Hosen kamen eigentlich erst nach dem Krieg, diese breiten Überfallhosen gab es schon vor dem Krieg. - Gingen Sie auch skifahren? - Das habe ich nicht riskiert. Früher durften die Angestellten der Hotels nicht skifahren und ich hätte das nicht riskiert, wenn etwas passiert wäre. Ich hatte schon einen Helfer, aber ich hatte die Verantwortung aber auch wegen dem Verdienst, ich war hier zum Verdienen und nicht zum Sport treiben!

Haben im Suvretta vor allem Schweizer verkehrt oder mehr Ausländer? - Wir hatten schon gute Schweizer Gäste, wir hatten die Schwarzenbachs, den James Schwarzenbach, von dem haben Sie wohl auch schon gelesen, den kenne ich sehr gut, und den Vater von James, das waren drei Buben, der James und die anderen zwei, Alfred hiess der Vater und der war streng mit seinen Buben. Den James kannte ich, als er noch *so* klein war. Dann kamen die von der Uhrenindustrie, der Bührle kam erst später dazu. Herr Bon, Anton Bon, der das Haus baute, hatte fünf Buben und noch ein Mädchen und die Buben waren alle mit einer Ausnahme im Hotelfach. Der Vater baute das Hotel mit den Finanzen eines Kanadiers, Mister Goldman, der kam in den dreissiger Jahren, so ein kleines mageres Männlein kam ins Suvretta und der Concierge sagte mir: "Das ist der Hauptaktionär des Suvretta", und ich: "Was? dieses Männchen?" - "Ja, das ist der Goldman."
Ich feierte im Suvretta das fünfundzwanzigste Jubiläum anno 37, anno 62 das fünfzigste und heuer zum fünfundsiebzigsten Jubiläum am sechsten September

luden sie alle alten Angestellten ein, schauen Sie hier das Menü, dazu haben sie mich auch noch geholt. Ich hatte eine Riesenfreude, dass sie mich nach siebzehn Jahren noch einluden. Anfangs Sommersaison hatten sie ein grosses Bankett und haben alle jungen Gäste vier Tage gratis eingeladen, im September alle Angestellten und im Dezember alle alten Gäste, die Eltern der jungen. Ich sage Ihnen, ich sagte das auch dem Direktor, man kennt sich bald nicht mehr aus im Hotel, was die in den letzten Jahren umgebaut haben, aber Ideen muss man haben, Ideen, dann kann man aus so einem alten Haus noch viel Schönes machen.

In der Zwischensaison waren Sie hier? - Ja, ja, ich hatte Frau und sieben Kinder, ja, ja, wenn ich auch nicht viel zu Hause war (er lacht). Ich hatte eine tüchtige Frau, vorher hatte ich nicht viel Zeit, nur arbeiten und arbeiten, meine Frau schaute hier zu Hause zur Sache, die Kinder mussten mithelfen, fünf Mädchen und zwei Buben, wir hatten etwa vierzehn Stück Vieh. - Sie hatten eine ganze Landwirtschaft hier zu Hause? - Das Haus hier und Feld habe ich mit zwanzig Jahren von meinen Geschwistern abgekauft, sonst wäre es vergantet worden, mit zwanzig Jahren hatte ich nicht viel Geld, da hatte ich einen Haufen Schulden, es waren auch Schulden auf dem Haus. Ich musste mich verpflichten, meine Geschwister auszuzahlen, ich musste sparen, aber das hat nichts geschadet! Geheiratet habe ich mit achtundzwanzig. - War Ihre Frau auch aus dem Hotelfach? - Ja, sie ist Engadinerin aus Tarasp, wir lernten uns auf der Lenzerheide kennen. Wir hatten sechs Jahre Bekanntschaft, wir trafen uns dreimal im Jahr, höchstens einmal in der Zwischensaison, sie machte Saison in Arosa und im Kurhaus Tarasp, weil der Besitzer des Kurhauses auch das Tschuggen in Arosa hatte. Dreimal im Jahr trafen wir uns, für mich als alleinstehenden Menschen war es ein Glück, ich war bei meinen Schwiegereltern wie zu Hause. - Wann kauften Sie denn Ihre Landwirtschaft? - Meine Eltern starben anno 11 in der Zeit von drei Wochen, dann wurde alles auseinandergerissen, alles wurde vergantet, das Vieh. Mein Vater war so ein kleiner Bauunternehmer, das heisst, er hatte ein paar Italiener und baute die Strasse nach Feldis und Scheid und baute die Strasse in Innerferrera, baute die Tobelwuhren, so die groben Arbeiten. Als sie starben, wer hätte das weiter betreiben sollen? Wir waren elf Kinder, der Bruder kam zur Tante und die liess ihn studieren, eine kam nach Schluein ins Löwenberginstitut, zwei der Mädchen kamen ins Kloster, die andern kamen alle fort. Das ging bis 1927, dann verkauften sie das Inventar des Hauses, dann wollten die beiden Vormunde das Feld verkaufen. Unterdessen war ich zwanzigjährig und erhielt Unterstützung des Präsidenten C., der sagte mir, dass hier nicht alles verkauft werden könne, das gehöre auch noch uns. Das Vieh und die vielen Werkzeuge des Vaters hatten sie alles verkauft, das Haus war total leer als ich einzog. Dann sagte mir einer, ich solle der Vormundschaftsbehörde ein Gesuch einreichen und das Haus übernehmen. Da ging ich zuerst nach Sils zum Präsidenten der Vormundschaft mit einem Lehrer, der mir half. Zuerst wollte die Vormund-

schaft nicht recht, ich solle das Gebäude übernehmen und das Feld verkaufen und ich sagte, dann will ich nichts. Da sagte der Präsident: "Er ist ein gesunder Bursche und arbeitswillig, ich glaube, wir sollten ihn probieren lassen, wir können immer noch verkaufen." Mit zwanzig übernahm ich die Schulden von 18 000 Franken und musste die Geschwister auszahlen und musste eine Verpflichtung unterschreiben, dass ich mit den Zahlungen auch nachkomme, das machte ich und es ging gut. Ich hatte einen Pächter hier. Vor der Heirat höhlte ich das ganze Haus aus und machte viel selber, weil ich ja nicht so Geld hatte. Ich war froh, dass ich auf dem Feld beharrt hatte, wir hatten so etwa vier Hektaren Land und jetzt habe ich noch ein kleines Maiensäss und konnte das in der Familie ausbauen, wir haben dort Häuser gebaut. Ich konnte später noch dazu kaufen in den sechziger Jahren, aber das habe ich wieder verkauft, als wir aufhörten mit Bauern. In den Kriegsjahren, da sieht man nur wie es geht! Man schätzt das Feld gar nicht, dann kommen Kriegsjahre und dann? Ich kann mich gut erinnern, dass wir gerade in den Kriegsjahren, - ich war dann Kirchenpräsident - da bekamen wir einige Stücke Land frei von der Pfrund, und die haben wir versteigert und die haben das hinaufgetrieben auf 20 Rappen den Quadratmeter. Da waren zwei Familienväter, der eine hatte vier Kinder, der andere sechs, die sagten: "Wir müssen doch auch Acker haben für einige Kartoffeln für unsere Familien." Dann haben wir uns geeinigt und gaben jedem einen Acker. Und wenn man heute mit den Jungen redet, so sagen sie: "Das kommt nicht mehr in Frage." Aber wer kann das garantieren? Boden ist Boden!" (Ende)

WIE FRAU MEHR ZU IHRER FAMILIE KOMMT

"Wo waren wir? (Sie lacht) Na ja, dann beginnen wir halt dort! Da ging ich also nach Lausanne, mit siebzehn Jahren ging ich nach Lausanne, und hatte nichts anderes als hohe Schuhe und wollene Strümpfe und eine grüne Jacke über dem Arm, das war alles was ich hatte. Ich hatte also nicht viel Gepäck! Von Ruschein ging ich zuerst zu dieser Familie in Chur, dann dachte ich, ich gehe zuerst Französisch lernen, denn Französisch musst du unbedingt können, wenn du in die Hotels willst. Mein Mann konnte Englisch, Französisch und Italienisch perfekt. Aber er hatte die Eltern, die ihm helfen konnten, und er ging in die Hotels und hatte verdient, und ich hatte in Lausanne 25 Franken im Monat, eineinhalb Jahre. Dann kam ich zurück und suchte mir eine Stelle im Engadin und fand eine Stelle im Palace St. Moritz, und machte dort eine Saallehre. Zwei Jahre im Palace und dann lernte ich meinen Mann kennen und der sagte: "Komm hinunter ins Kurhaus, was willst du im Palace, wir sehen uns ja nie." Er hatte ein wenig ein Auge auf mich (sie lacht). So ging ich denn vom Palace ins Kurhaus St. Moritz, dort war ich Zimmermädchen, weil sie im Kurhaus nur Kellner hatten, im Palace hatten wir Kellner und Saaltöchter. Wir als Saaltöchter hatten im Palace einen Saal für uns. Ich blieb im Kurhaus und lernte so meinen Mann kennen. Auch meinen Schwiegervater, dessen Diplom dort an der Wand hängt, und automatisch konnten mein Mann und sein Bruder nichts anderes als auch in die Hotels gehen. Die arbeiteten schon mit zehn Jahren im Sommer auf dem Tennisplatz. Von da weg hatten sie mehr Beziehungen zum Hotel als zur Landwirtschaft. Die Landwirtschaft bestand trotzdem, der Bruder meines Mannes verwaltete die Landwirtschaft.
Ging Ihr Schwiegervater nur in die Hotels? - Er ging nur in die Hotels und war noch gelernter Schuhmacher, machte selber Schuhe und ging in der Zwischensaison nach Avers, bis Juf Schuhe machen auf die Stör. Auf dem Buckel sein Werkzeug und hinein und eine Woche bei diesen und jenen. Diese Leute liessen Leder gerben und hatten dadurch das Material für die Schuhe. Ende Woche, als er fertig war, sagten sie: "Ja, und das kostet? Geld haben wir keines, Sie können Käse haben dafür." So musste der arme Neni noch zusätzlich zu seinem Werkzeug Käse mitnehmen. Ich denke viel, wenn ich nach Andeer gehe, an meinen Schwiegervater, der musste hart durch, der musste hart durch! Er ging auch immer in die Hotels, er war zuerst im Grandhotel, das brannte später ab, dort war er Kellermeister, viele Jahre. Der Sohn war auch im Keller, denn einer mag hier nicht Meister, das war ein grosses Hotel. So hatten die Buben keine Beziehung zur Landwirtschaft. Nachher arbeiteten sie sich hoch, mein Mann ging ins Welsche um Französisch zu lernen, dann Italienisch und dann nach England. Sie verdienten gut damals und konnten sich das leisten. In England gingen sie in die Schule. - Konnte Ihr Schwiegervater die Familie durchbringen mit dem, was er im Hotel und als Schuhmacher verdiente? - Er hat zwischendurch im Kurhaus den Angestellten noch die Haare geschnitten, das konnte

er auch noch, verlangte dafür 40 Rappen, daraus machte er Rollen und schickte sie der Nana, wenn er die Wäsche nach Hause schickte. Im Kurhaus war er für die Landwirtschaft zuständig, die hatten eine riesige Landwirtschaft hinter dem Kurhaus. Er war Capo der Arbeiter, die beim Heuen halfen. Nur um es zu sagen, er wusste, dass ich auch auf dem Feld arbeiten kann. Einmal sagte er, - wir konnten im gleichen Zimmer essen, die Zimmermädchen und die von der Landwirtschaft, diese hatten einen Tisch für sich und wir einen für uns - und da rief er mich einmal und sagte: "Du hör mal, du könntest eigentlich heute Nachmittag hinunter kommen und mit *strütschen* helfen, zetten." Ich ging nämlich schon gerne und fragte die Gouvernante, ob ich gehen dürfe und sie sagte: "Ja in der Zimmerstunde können Sie doch machen, was Sie wollen!", und das stimmt doch. Meistens geht man sich dann noch umziehen und macht sich frisch parat für den Nachmittag. Als es Zeit war, ging ich hinunter. Der Direktor schaute aus dem Fenster und sah, dass ich auf dem Feld war am Strütschen und mein Schwiegervater hatte *an uh Meinig*, die kann sogar noch strütschen! Jetzt als ich wieder hinaufging, kam der Direktor und sagt: "Fräulein Burkhardt, was fällt Ihnen eigentlich ein, Sie sind angestellt für das Hotel und nicht für die Landwirtschaft!" Und ich sage: "Herr Direktor, jetzt sage ich etwas, in der Zimmerstunde darf ich machen, was ich will!", und da ist er gegangen. "Aber wieso können Sie denn strütschen?" fragte er noch, und ich sagte: "Weil ich bei einem Bauern gewesen bin als armes Waisenkind, dort habe ich alle landwirtschaftlichen Arbeiten gelernt, ich kann auch mähen, wenn Sie wollen!" - "Das sieht man Ihnen ja gar nicht an!" Ich war wirklich nur eine feine Person. "Das sieht man Ihnen gar nicht an, Sie strütschen, wie wenn Sie ein Bauernmädchen wären". - "Das bin ich ja auch, ich habe das gelernt." Ich wäre häufig lieber in die Landwirtschaft als drin sitzen und im Hotel die Zimmer machen. Aber eben das gab es nicht, aber ich sagte ihm: "In der Zimmerstunde kann ich machen, was ich will, und dann gehe ich hinauf, um mich zu waschen und mich umzuziehen, und dann können Sie mich anschauen." (Fortsetzung Seite 58)

Gleich wie Herr Caviezel verlor Frau Mehr früh ihre Eltern. Sie kam auf eigenen Wunsch zu einer Bauernfamilie nach Ruschein im Bündner Oberland, wo sie sämtliche Arbeiten in einem landwirtschaftlichen Familienbetrieb erlernte. Innerhalb der "Unternehmung Familie" hatten die Mädchen ihre klar umrissenen Aufgaben und Verpflichtungen; sie unterstützten die Mutter bei ihren Arbeiten im Haushalt und bei der Erziehung der jüngeren Geschwister, sie verrichteten Feld- und Stallarbeit, halfen aber auch im Laden oder bei der Vermietung von Fremdenzimmern mit. So erwarben sie die Grundkenntnisse ihrer zukünftigen Rolle als Hausherrin und Familienmutter.

Die schulische Grundausbildung teilten die Mädchen mit den Knaben in der dörflichen Primar- und Sekundarschule. An höheren Lehranstalten speziell für junge Frauen gab es in der Hauptstadt das Constantineum, die städtische Töchterhandelsschule und die von Kanton, Stadt und Gemeinnütziger Gesellschaft getragene Bündner Frauenschule, die Arbeitslehrerinnen ausbildete und eine Koch- und Haushaltabteilung führte. Eine Lehre zu machen war für die Mädchen vorerst aus den gleichen Gründen problematisch wie für die Knaben: Es fehlte an Lehrstellen und an den finanziellen Mitteln. Den Mädchen stand eine Reihe frauenspezifischer Lehren zur Auswahl: Schneiderin, Modistin, Weissnäherin, Verkäuferin oder Krankenschwester.

Eine Lehre ausserhalb der Talschaft war schon für die Knaben ein schwer zu realisierender Wunsch, für die Mädchen kam nun erschwerend noch der "Faktor Frau" hinzu. Bei den Töchtern fragten sich manche Eltern, was denn der Nutzen einer teuren Lehre sei, sie heirateten ja doch eines Tages. Lehren als Schneiderin oder Näherin im Nachbardorf bei einer nähkundigen Frau hingegen waren recht beliebt bei den Domleschgerinnen.
Als die zehn befragten Frauen ins Hotel eintraten, hatten drei von ihnen eine Lehre als Schneiderin/Näherin und zwei die Frauenschule in Chur besucht. Fünf erhielten ihre Ausbildung im Hotel: drei machten speziell eine Anlehre als Zimmermädchen bzw. Saaltochter, eine wurde Personalköchin, später Köchin. Von den beiden Frauenschülerinnen wurde die eine Arbeitslehrerin, die andere erwarb das Handelsdiplom. Im ersten Falle wurde diese Ausbildung von der Gemeinde angeregt und getragen, im zweiten Falle liess der Vater, der selber das Lehrerseminar besucht hatte, allen seinen Kindern eine gute Ausbildung angedeihen.

In der Zielstrebigkeit, nach der Schule sofort Geld zu verdienen und zu Hause abzuliefern, standen die Mädchen den Knaben allerdings in nichts nach. Wurde die Tochter nicht im Haushalt gebraucht, so war es allgemein üblich, dass sie eine Stelle antrat. Soweit sich die befragten Frauen erinnern, sass keine ihrer Schulkameradinnen zu Hause und wartete, bis sie geheiratet wurde. Arbeitsscheu wäre auch ein denkbar schlechtes Attribut für eine zukünftige Familienmutter gewesen.

Das gesetzliche Mindestalter für den Eintritt ins Hotel lag für Mädchen bei achtzehn Jahren und so gingen denn die jungen Frauen vorerst *zu einer Familie*. In einem Privathaushalt in Chur, häufig im Engadin als *Privatmädchen* einer Hoteliersfamilie, aber auch als *jeunes filles* im Welschland erlernten die Domleschgerinnen die Pflege eines bürgerlichen Haushaltes und den Service am Tisch der Herrschaften. Arbeits- und Lebensbedingungen bei Madame und Monsieur waren unterschiedlich: empörende Erinnerungen an eine unwürdige Behandlung stehen neben liebevollen Schilderungen jener *zweiten Heimat* im Welschen. Der Verdienst in Privathaushalten war mit rund fünfzig Franken monatlich kleiner als

der im Hotel zu erwartende. Daher suchten die jungen Frauen bald einmal eine Stelle im Hotel, wenn sie das erforderliche Alter erreicht hatten. Fremdsprachenkenntnisse und Vorerfahrung aus dem Privathaushalt kamen hier sehr zu Hilfe. Angereist wurde allein, zusammen mit einer Freundin oder der Schwester.

"Im Hotel muss man Sprachen können, ich wäre auch gerne nach England, wenn ich das Geld gehabt hätte. Mit einer Familie, die im Kurhaus in den Ferien war, hätte ich nach Amerika gehen können, und ich hatte dort einen Bruder, der ging mit neunzehneinhalb Jahren schon nach Amerika. Weil in der Schweiz keine Arbeit war, ist er ausgewandert. Und ich wäre so gerne mit dieser Familie nach Amerika! Am Abend läutete ich meinem späteren Mann an, ich war im vierten Stock und er war unten im Entrée. "Du hör, ich hätte einen Antrag von dieser Familie" und er kannte die als Liftier, "ich könnte nach Amerika, nur um zu den Kindern zu schauen, im Sommer kommen sie nach Arosa oder ins Kurhaus und ich wäre gerne nach Amerika, um meinen Bruder zu sehen. Was sagst du dazu?" Und was sagt er? "Ja, ich dachte daran, an Pfingsten zu verloben!" (sie lacht) Da war es fertig mit Amerika! Wir haben uns anno 28 tatsächlich verlobt. - Wie alt waren Sie da? - (Rechnet nach) Ja so zwanzig, einundzwanzig, und ich wollte gar nicht so früh heiraten, denn ich wollte noch ein wenig in der Welt herumkommen, aber ich dachte, wenn er will, dann haben meine Geschwister, die im Waisenhaus waren, auch noch irgendwann eine Heimat, und so war es auch, die kamen viel hierher zu mir. Das waren auch arme Kinder so ohne Eltern, wie ich auch, sie hatten kein Heim und konnten dann zu uns kommen, wenn sie Ferien hatten."

(Fortsetzung Seite 62)

Frau Mehr heiratete im Vergleich mit den andern interviewten Frauen tatsächlich früh, das durchschnittliche Heiratsalter aller Frauen liegt bei 30 Jahren. Bei den einen war es die familiäre Konstellation, die keine frühere Heirat erlaubte; bei vielen aber waren es die Vorteile der Hotelarbeit, die eine Heirat hinauszögerten wie: Verdienst und damit eine gewisse Bedeutung für die Familie, Selbständigkeit, grosser Bekanntenkreis und Chance zu Lebenserfahrung. Trotzdem spielte die Hotelarbeit im Leben einer Domleschgerin mehrheitlich eine vorübergehende Rolle.
Letzten Endes hatte die göttliche Vorsehung die Frauen zu Heirat und Kinderkriegen bestimmt. Das Ziel, sich in die dörfliche Gemeinschaft zu integrieren, erreichten die Frauen über die Heirat und die Gründung einer Familie. An dieser gesellschaftlichen Norm rüttelte auch der Berufsberater Sep M. Nay nicht, im Gegenteil. Erst in einem der letzten Abschnitte seiner vierunddreissig Seiten starken Broschüre äussert er sich zur Berufsbildung der Mädchen. Seine Ausführungen sind knapp, wohin die jungen Frauen gehören, scheint ihm natürlich gegeben:

"E nossas giuvnas? Era lezzas lein nus ed astgein nus buc emblidar. La finala dependa la prosperitad della casa ual aschi bein dal maun e senn prudent e habel della casarina, sco dalla lavur e dal quitau digl um. Las giuvnas duein esser il cor e l'olma de nies avegnir. Ellas ein predestinadas dalla Providientscha ded esser en la familia sco reginas denter ils lur. Dat ei bein zanua ina pli nobla clamada, ina pli aulta dignitad che quella d'ina mummal Igl avegnir buca mo dil singul, mobein d'entiras tiaras e naziuns stat per gronda part sin las schuvialas dellas mummas, dellas empremas educaturas dils pievels."[1]

Die Karrieremöglichkeiten für Frauen waren verglichen mit denjenigen der Männer beschränkt. Hatten die Frauen bei ihrem erstmaligen Stellenantritt eine Ausbildung oder einen Sprachaufenthalt vorzuweisen, war meist vorgegeben, in welchem Betriebsbereich sie arbeiteten. Die Nähkundigen kamen in die Lingerie, die Bürokundige wurde Buchhalterin, die Sprachkundigen wurden Zimmermädchen oder Saaltöchter. Wer ohne Ausbildung die Arbeit im Hotel antrat, begann wie die Burschen auf einer der unteren Stufen der Betriebshierarchie, im Office oder als "Mädchen für alles" und suchte sich dann zu verbessern. Küchenmädchen oder Wäscherin war keine der interviewten Domleschgerinnen; diese schweren Arbeiten übernahmen schon in der Zwischenkriegszeit die Veltlinerinnen.[2]

---

1 "Und unsere Töchter? Auch sie wollen und dürfen wir nicht vergessen. Schliesslich hängt das Wohlergehen des Hauses ebensosehr von der weisen Umsicht und fähigen Hand der Hausfrau ab, wie von der Arbeit und Sorgfalt des Mannes. Die jungen Frauen sollen Herz und Seele unserer Zukunft sein. Sie sind von der Vorsehung dazu bestimmt, in ihren Familien wie Königinnen zu sein. Gibt es denn einen vornehmeren Beruf, eine höhere Würde als die einer Mutter! Die Zukunft nicht nur des Einzelnen, nein auch ganzer Länder und Nationen ruht zum grossen Teil auf den Schultern der Mütter, dieser ersten Erzieherinnen des Volkes." (Nay 1931:34)

2 Auch Serviertöchter wollten die jungen Frauen lieber nicht sein, denn es bestand, wie ich erfahren musste, zwischen Serviertochter und Saaltochter ein "himmelweiter Unterschied". Zitat aus dem Interview mit Frau B., Saaltochter:
"Das gab es in der Stadt, da sagte man: "Denk einmal, jetzt geht die servieren, die macht den Service!" Das war ein wenig erniedrigend. - Aber im Hotel nicht? - Nein dort nicht, aber in einem Restaurant, das kam halt von Zürich her, von den billigen Beizen, von den Quartierbeizen, die es in Zürich gibt, und dann war das eine Abstufung, sonst nicht. Service im Hotel ist ganz etwas anderes, aber ins Restaurant hätte ich auch nicht gehen können. Das ist ein himmelweiter Unterschied, im Restaurant muss man ausschenken mit Gläsern."
Vgl. dazu auch die Autobiographie der Serviertochter Anneliese Rüegg (1914). Brunner schreibt zu Luzern im 19. Jahrhundert: "Die Kellnerin litt darunter, dass man die weiblichen Hotel- und Wirtshausangestellten 'moralisch zum Lumpenproletariat' zählte. Die Redensart 'Kellnerin gibt schlechte Hausfrau' erschwerte die spätere Integration in die gewünschte Rolle als Hausfrau und Mutter." (1981:125)

Die Hotels als Betriebe im Dienstleistungssektor beschäftigten seit jeher mehrheitlich weibliche Arbeitskräfte. Innerhalb der betrieblichen Arbeitsteilung gab es praktisch reine Frauendomänen (Lingerie), reine Männerdomänen (Halle) und Domänen, in denen Frauen und Männer zusammenarbeiteten (Etage, Küche, Saal, Office, Büro).
Richard Meuli erhob in seiner Untersuchung zum Tourismus in Graubünden in sieben typischen Hotelberufen den Anteil der Geschlechter.

TABELLE IX: Anteil der Geschlechter an sieben typischen Hotelberufen im Kanton Graubünden 1930
(Quelle: Meuli 1940:104)

	Männer	Frauen
Direktoren und Sekretäre	185	100
Köche	294	489
Kellner	124	1004
Gouvernanten	-	185
Zimmermädchen	-	857
Concierges	85	-
Portiers	519	1
Total	1207	2606

Gemäss einer Erhebung des Bundesamtes für Industrie, Gewerbe und Arbeit (BIGA) 1938 war der Frauenanteil grösser in kleineren Hotels und Hotels niedriger Kategorie.

TABELLE X: Anteil des weiblichen Personals in Hotels verschiedener Grösse und Kategorie
(Quelle: Meuli 1940:102)

Unternehmen unteren Ranges	66,5 %
Unternehmen ersten Ranges	52 %
Unternehmen unter 100 Betten	64,3 %
Unternehmen mit mehr als 100 Betten	47,9 %

Die obersten Berufspositionen die eine Frau erreichen konnte, waren die der Alleinköchin, der Obersaaltochter oder der Gouvernante (Etagengouvernante, Lingeriegouvernante, Economatgouvernante); auch die Hotelbuchhalterin und Kassie-

rin rangierte in den wichtigeren Positionen des Betriebes.[1] Als Etagengouvernante war eine Frau auch Vorgesetzte der Etagenportiers.

Die Spitzen der betrieblichen Hierarchie besetzten die Männer. Frauen waren in der Küche zwar zahlreich, sie amteten hier aber nicht etwa als Küchenchefs, sondern als Personalköchinnen, Kaffeeköchinnen oder Hilfsköchinnen. Schon 1900 hatte der schweizerische Gemeinnützige Frauenverein versucht, den Frauen auch Zugang zu Ausbildung und Position des Küchenchefs zu verschaffen, was aber von der gut organisierten Köcheschaft in der Union Helvetia als reinem Männergremium verhindert wurde.[2] Erfolgreich wehrten sich die Männer gegen die weibliche Konkurrenz um die gut bezahlten Posten.
Ähnliches mussten die Frauen beim lukrativen Service erfahren. Den Saaltöchtern ging es gleich wie den Köchinnen: In den Hotels der ersten Kategorie, in denen vor allem gut betuchte Gäste abstiegen, waren die einträglichen Servicestellen von Männern besetzt, obschon die Frauen als Saaltöchter theoretisch eine den Männern gleichwertige Ausbildung machen konnten. Als Begründung für diese Arbeitsteilung hiess es allgemein, Frauen seien nicht genügend elegant für den Service im Erstklasshotel und die Maharadschas und andere hochgestellte Persönlichkeiten wünschten keine Bedienung durch Frauen.

> "Galant in einem Hotel ist genau wie der Butler mit der Livrée bei diesen Herrschaften nur der Mann, geschniegelt mit dem Kravättlein. Das ist nicht schön mit diesen Flatterröcklein in einem Saal drin! Da müssen Kellner mit Rasse und Tempo durch, obschon der Service der Damen vielleicht gleich ist. Ich könnte mir nicht vorstellen, in so einem grossen Saal wie Kurhaus, Suvretta, Carlton, Palace, ein Mädchen, das servieren täte, nein, keine! In diesen Hotels ist natürlich ein wahnsinniger Zuzug von Kellnern, sie wissen, sie verdienen dort drin etwas, ich weiss nicht, ob hier die Frauen die Oberhand gewinnen können. In den Restaurants der Hotels hat es Fräuleins und Burschen genau gleich, aber in den Sälen drin sehe ich dann schon auch lieber Kellner! Einfach im Frack, im schwarzen Tschöpli mit dem Kravättlein, dem Schmetterling, die mit so geschmeidigen Bewegungen *herumreisen.*" (Herr Johann Caviezel, Portier)

Frauen waren in der Branche in den unteren Hotelkategorien und im einzelnen Betrieb in den unteren Bereichen der Hierarchie anzutreffen. Die attraktivere, besser bezahlte und gesellschaftlich höher bewertete Arbeit fiel den Männern zu.

---

1 In den grossen (Stadt)hotels auch die Generalgouvernante mit sehr weitreichenden Kompetenzen; vgl. Weisser o.J.

2 Brunner 1981:123

Entsprechend der gesellschaftlichen Wertung genoss die berufliche Karriere bei den Frauen selber ein schlechtes Prestige. So wollte keine der Domleschgerinnen Gouvernante werden, selbst die einzige ledige Frau nicht, die bis zu ihrer Pensionierung als Zimmermädchen arbeitete. "Ich hätte nicht kommandieren können", sagt sie, "das Dienen war mir mehr gegeben als das Befehlen." Gouvernanten hatten Verantwortung zu übernehmen und die Ungeschicklichkeiten der Mädchen gegenüber den Gästen auszubügeln, davor scheuten sich die Frauen. Gouvernanten werden auch oft als pingelige, pedantische Jungfrauen charakterisiert, eine wenig positive Zukunftsvorstellung für eine junge Frau.
So verrichteten die Frauen denn ihre Arbeiten als *Töchter* und *Mädchen*, was den vorübergehenden Charakter der Lohnarbeit im Hotel zum Ausdruck bringt. Sämtliche Erfahrungen wiesen die Frauen deutlich darauf hin, dass ihre Arbeitskraft nur vorübergehend im Erwerbsleben gebraucht wurde und dass ihre wahre Berufung in der Gründung einer Familie und der Leitung einer Hauswirtschaft lag. Dort war ihr Ort in der traditionell-bäuerlichen Gesellschaft.

"Und dann stellten Sie auf die Landwirtschaft um? - Ja, wir mussten, weil im Hotel nichts mehr lief! Anno 36 mussten wir umstellen. Er kam nach Hause im Herbst mit siebenhundert Fränklein, und das war in Gottes Namen zu wenig für eine Familie, wir hatten da draussen noch ein Haus gekauft, und da sagte ich zu ihm: "Hör mal, das geht nicht mehr!", und er sah selber, es kommt nichts mehr herein, es war Krisenzeit in der Hotellerie, und dann kamen wir hierher um zu bauern. Am Schluss war er Concierge und es reichte nicht, das waren furchtbare Jahre. Es kamen keine Leute mehr, die Amerikaner fehlten. Wir hatten auch viele Franzosen und Italiener. Wir verkauften unser Haus wieder und kamen hierher. Das Vieh konnten wir von seinem Bruder übernehmen, der wollte verkaufen und wir übernahmen es dann. Wir begannen mit wenig, wir hatten auch kein Geld, etwas Weniges erhielten wir von der Bauernhilfskasse um Vieh zu kaufen, aber das mussten wir nach einigen Jahren wieder zurückzahlen.
Dann verdiente ich viel Geld mit *Fährli*. Ich hatte trächtige Sauen, die haben *gfährlet*, und dann konnte man sie mit vier Wochen verkaufen, damals zahlten die Fährli gut nach vier Wochen, heute muss man sie sechs Wochen behalten. In einer Nacht hatte ich in diesem Stall eine die *gfährlet* hat und im kleinen Stall eine, dieselbe Nacht haben die *gfährlet* , und so musste ich immer von dort unten nach dort oben um zu schauen. Wenn sie im Sack drin kommen, ersticken sie, dann musste ich hinunter und schauen: ja die stösst wieder, jetzt musst du da bleiben, dann wieder hinauf: ja die ist ein wenig ruhiger. Am Morgen - der Neni (ihr Mann) hatte keinen Begriff von Schweinen, er sagte: "Du kannst ja rufen, wenn etwas ist", und ging ins Bett, anstatt hinunter gehen und zu einer schauen! Am Morgen kommt er also hinunter, ich hatte damals schon gemolken, weil er ja mit seinen Händen nicht

melken konnte, und fragt: "Wieviele hast du?" - "Schau hinein!" - "Wahhh!" Zwölf hatte ich! "Und unten?" fragt er - "Auch zwölf!". Vierundzwanzig Fährli! Die schrieben wir in der Zeitung aus und dann kam ein Fraueli aus Schauenberg und die glich so der Nana (der Schwiegermutter), dass ich einfach Erbarmen hatte mit ihr. Sie fragte: "Wieviel kosten die Fährli?" Der Preis war damals vierzig Franken das Paar, und das war damals viel. "Liebe Frau, soviel habe ich nicht, ich habe nur fünfunddreissig", und macht den Geldsäckel auf und hat tatsächlich nicht mehr. - "Dann nehmen sie halt doch zwei." Ich konnte diese Frau nicht gehen lassen ohne Fährli, eine Bettflasche hatte sie im Korb, es war im Oktober, damit die Fährli warm haben. Als ich ins Haus kam, sagte mein Mann: "Hast du sie verkauft? Hast du bekommen, was du wolltest?" - "Nein, nicht ganz, aber das ist mir gleich, ich konnte diese Frau nicht gehenlassen ohne Fährli, die hat so meiner Nana geglichen", ein kleines Fraueli mit einem Kopftuch! "Ja, dann verschenk sie doch gerade!" - "Hör, das bringt mir ganz sicher etwas, die sagte mir 'danke vielmal Frau Mehr, das soll Ihnen Glück bringen!' Am selben Abend bekomme ich ein Telefon von Planta Canova: "Haben Sie die Fährli noch?" - "Ja, aber zwei habe ich verkauft." - "Dann komme ich sie morgen anschauen", er wollte sie für die Alp und er kam und zahlte und gab noch zehn Franken Trinkgeld! So hatte ich meine vierzig Franken! "So, siehst du, jetzt hat es mir doch Glück gebracht, noch Trinkgeld hat er mir gegeben!"

Ich habe gut verdient mit den Schweinen, mehr als mit dem Vieh. Ich konnte nicht mehr als vier oder fünf Kühe melken und mein Mann konnte nicht helfen. Der M. kam immer die Fährli zeichnen, und wenn er mich heute sieht, sagt er immer: "So Marie, hast du keine Fährli zum Zeichnen?" - "Hör auf", sage ich, "du machst mich nur verrückt!" Ich hätte noch so gerne Fährli gehabt, als wir aufhörten zu bauern, aber da hatten wir keine Milch mehr und dann kann man keine Fährli haben. Wenn man sie von der Sau wegnimmt, muss man Milch geben können. Drei Wochen waren sie bei der Sau und dann musste man ein wenig mischen, das muss schon verstanden sein; wenn man zuviel füttert, gehen sie kaputt, man kann auch zuviel geben, dann bekamen sie den Scheisser. Nach sechs Wochen kann man die Schweine wieder decken lassen, dann brachte man sie in die Alp nach Schall und im August hat man sie wieder geholt. Ein Stück Wurst und ein Stück Brot im Sack und Wasser, das war das Mittagessen, nicht einmal in die Hütte hinein auf *Schall*, so pressant, um auf das Obersäss hinaufzukommen!

Wir hatten noch viel Kartoffeln wegen den Schweinen. Im Frühling ging mein Mann nach *Schall* mit dem Galtvieh, ich behielt die Kühe hier und liess sie hinaus zum Weiden, um sechs Uhr musste ich Tagläuten, von sechs bis sieben den Acker *stören*, früher machte man das von Hand. Ein bis zwei Schweine metzgeten wir im Dezember für uns, das Fleisch wurde geräucht. Da wo jetzt das Haus steht, war mein Gemüsegarten. Der M. hat gesagt: "Du hast mehr Geld verdient mit den

Schweinen als mit dem Vieh, aber du hast eine gute Hand mit den Schweinen." Das muss auch verstanden sein, mein Mann hatte keine Erfahrung damit.
Sie hatten zu allem hinzu ja auch noch Kinder? - Ja, fünf Kinder! Am Morgen vor der Geburt einer meiner Töchter habe ich dort unten in einer Wiese gegen Pratval noch gemäht, mit einem solchen Bauch (Handbewegung). Da ist eine Frau gekommen und sagte: "Marie, was denkst auch du, noch mähen in diesem Zustand!" Ich sagte: "Schau ich muss, ich muss halt in Gottes Namen nachher ins Spital, und wir möchten diese Wiese noch heuen". (Sie lacht). Um zehn Uhr sagte ich zu meinem Mann: "Du, heute muss ich dann ins Spital, ich sehe, heute kann ich am Nachmittag dann nicht mehr heuen." - "Sicher?" fragte mein Mann. Als wir mit Mähen fertig waren, kamen wir den kleinen Weg hier hinauf, dort stand ein Pflaumenbaum am Zaun, ich schaute in den Pflaumenbaum hinauf und sage: "Jessas, jetzt sind die Pflaumen auch noch reif! Oh Jessasgott auch, geh hinauf und hole mir das kleine Leiterchen, ich muss die Pflaumen schütteln", und hatte schon Wehen, und bin hinauf gestiegen um zu schütteln. Die Tochter wurde also nicht grundlos so ein *Gispel*! Auflesen konnte ich die Pflaumen nicht mehr, ich musste dann das Mittagessen kochen. Dann kam der Mann und fragte: "Musst du wirklich ins Spital gehen?" - "Ja, ja", antwortete ich, "es ist höchste Zeit, jetzt mache ich noch Pflaumenhonig, nachher packe ich mein Bündel, am Abend holt mich der Cousin und dann gehen wir ins Spital." Am andern Tag kommt mein Mann und fragt: "Hast du gefragt, wann du wieder nach Hause kommen kannst?" Ich antworte: "Nein, das habe ich noch nicht, ich bin erst gestern gekommen, von nach Hause kommen ist noch nicht die Rede." - "Ja, wenn du nur nach Hause kommen könntest und auf einem Stuhl sitzen, bin ich schon zufrieden, ich möchte nämlich auf die Jagd am Neunten." Der Doktor kam, ich hatte immer schwere Geburten, und er erkundigte sich nach meinem Befinden. Die Krankenschwester lachte und sagte zum Doktor: "Frau Mehr hat eine köstliche Frage", und so musste ich herausrücken: "Mein Mann fragt, wann ich nach Hause könne." Der Doktor: "Ja, spinnt er oder was ist mit dem?" Ich wieder: "Ja, man möchte es schon meinen, aber wissen Sie Herr Doktor, er ist halt Jäger und ginge am Neunten gerne auf die Jagd".
Aber er ging nicht auf die Jagd. Als ich nach Hause kam am Dreizehnten - der Doktor hatte gesagt, mich möchte er lieber vierzehn Tage hier behalten, weil ich nicht so aussehe, als wenn ich zu Hause nur auf einem Stuhl sitzen würde, und ich solle meinem Mann einen schönen Gruss ausrichten, wenn er auf die Jagd wolle, könne er das am Fünfzehnten tun, dann sei ich wieder zu Hause - am ersten Tag also, als ich wieder zu Hause bin, kommt er und sagt: "Du, magst du nicht ein wenig nach draussen kommen und mir rechen helfen auf der Wiese?" Ich sage: "Mögen oder nicht mögen, man muss wohl, sonst machst du wieder dumme Sprüche!" So ging ich halt, habe *das Poppi* mitgenommen und unter einen Baum in den Schatten gestellt und da sagt der Mann: "Ach, ich gehe auf den Wagen und du kannst das Heu hinaufreichen." Auf einmal hört er einen Schuss aus dem Wald und da war fertig mit ihm.

Er sagt: "Gib die *Wüsche* richtig hinauf und sonst schmeisse ich sie wieder hinunter!" - "Das kannst du schon, sie hinunterschmeissen, also grosse *Wüsche* vermag ich gar nicht, nach all diesen Tagen." Früher musste ich *wackere Wüsche* hinauf stemmen, er war ja immer auf dem Fuder und ich musste hinaufgeben. Jetzt richtig, auf einmal kommt ein *Wusch* vom Fuder zurück, mir auf den Kopf. Da sagte ich: "So Toni, jetzt ist aber genug, jetzt gehe ich nach Hause", und wollte das Wägelchen nehmen und gehen. Da sagten die drei Kinder: "Nein Mamma, geh nicht! Wir können mit dem Vater nichts anfangen!" (Sie lacht) Da sagt er vom Fuhrwerk herunter: "Du dumme Babe du, ich bin nicht böse auf dich, ich bin böse auf die Jäger, die da oben im Walde schiessen!" und ich sage: "*Du Lappi, du*, du würdest wohl auch schiessen, wenn du etwas sähest, wieso bist du nicht auf die Jagd?" (sie lacht). Ja, das wissen die Leute im Dorf schon, dass ich den Karren gezogen habe, ich staune nur, dass ich noch so gut beieinander bin. Aber die Arbeit hat mich erhalten. Hier im Dorf sagten sie immer, meinen Mann sehe man nur in der Wirtschaft und in der Kirche allein, sonst sei die Frau überall daneben, und das ist wahr, er ging nirgends hin ohne mich. Auf die Jagd, in die Wirtschaft und in die Kirche ging er allein und sonst musste ich immer daneben sein und machen "Hü!" Ja, ich musste den Motor machen, die Regierung! Er sagte immer: "Wenn du sonst schon soviel Arbeit hast, wieso nimmst du dann noch so viele *Gofen* auf?" - "Weil ich sie gerne habe! Ich habe gerne Kinder um mich!" Meine Enkelin ist auch Bäuerin geworden und sagt immer: "Du Nana, wir haben für alles Maschinen heute" und sie sage häufig zu ihrem Mann, "meine Nana musste schon streng arbeiten früher, alles von Hand."

Einmal in der Wirtschaft sagten sie an einem Abend, der Wirt hat es meinem Mann erzählt: "Habt ihr gehört? Der Toni und die Marie wollen mit Bauern anfangen! Das gibt uns eine Bauerei, er ein Concierge mit Sprachen und sie eine Saaltochter vom Palace St. Moritz!" Da waren wir da draussen am Weg am Mähen, da kamen die zwei. Da ruft mein Mann so trocken zurück: "So, jetzt zeig, dass du etwas kannst!" Da nahm ich die Mahd grad noch ein wenig breiter, *zamm*, *zamm*, ich habe mit dreizehn Jahren ja schon gemäht bei dem Bauern im Oberland. Zum Glück! Zum Glück! *Zamm*, *zamm* und die zwei kamen näher und sagten auf romanisch: "Hei, wie deine Frau mähen kann! Grad wie ein Mann! Wo hat die das gelernt?" Und er ganz trocken: "Ach, ich weiss auch nicht, fragt sie doch selber." Er wird gedacht haben, ich gebe dann schon die richtige Antwort! Ich nahm die Sense auf und begann sie zu wetzen und da sagt der andere: "Und wetzen grad wie ein Mann!" und ich weitergewetzt und nicht hingehört und den Stein wieder im Steinfass versorgt und sie angeschaut und gesagt: "Wo? Im Palace St. Moritz!" und dann sind sie gegangen. (Sie lacht)
Da glaubten viele, dass ich nicht bauern könnte! Ich musste hart durch mit fünf Kindern während dem Krieg. Brot habe ich auch gebacken, wir hatten Korn und

backten Brot und wenn ich zu wenig Mehl hatte, während dem Krieg bekam man nicht alles mit den Marken, da dachte ich, holla, jetzt musst du aufpassen, sonst hast du bald kein Mehl mehr. Was machte man? Ich habe Kartoffeln gekocht am Tage vor dem Backen, die Kartoffeln geraffelt und hineingetan. Der Toni sagte immer: "Mamma, mit diesem Brot hast du nie Hunger, wenn du das issest", Kartoffelbrot. Meine Kinder litten nie Hunger während dem Krieg, die hatten immer genug, Milch hatten wir, Brot hatten wir eigenes, Obst, Gemüse, meine Kinder bekamen immer von etwas genug, was andere nicht hatten. Das sagte mir einmal der Pfarrer: "Frau Mehr, Ihre Kinder machen nicht schon um neun Uhr das Maul auf und gähnen, weil sie Hunger haben. Wie machen Sie das?" Einteilen, und zwar so einteilen, dass es reicht! Butter hatten wir, Käse, Brot, auch wenn man es strecken musste mit Kartoffeln. Nicht alle waren Bauern hier, wir hatten auch solche, die gingen mit dem Schwiegervater ins Kurhaus zum Heuen, dann kamen sie wieder zurück, das waren jene Zeiten.
Waschen kam auch noch dazu, von Hand. Um halb sechs stand ich auf und am Abend oft erst um zehn Uhr *unteri*. Es reichte nicht für mehr, im Herbst machten wir am Abend Apfelstücke zum Dörren und Dörrbirnen im Ofen, das machte man am Abend, und Konfi und sterilisiert. - Half Ihnen niemand? - Ja meine Kinder, als sie grösser waren. (...)
Einer von Tomils kaufte später unser Maiensäss am Heinzenberg. Als ich ihn einmal an der Landsgemeinde antraf, sagte er: "Also *dia Mürks*, die du gemacht hast, die macht keine Frau." Aber vielfach waren die Leute neidisch auf mich zu allem hinzu. "Du willst blagieren mit dem, was du kannst!" Nein, ich musste es machen! Ich musste es machen, denn er hat wirklich nicht gern gebauert! Das war nicht seine Idee, aber es musste sein, dass im Hotel die Zeiten so schlecht waren. Das hier wäre verkauft worden! Mein Mann und der Onkel J. brachten auf einmal kein Geld mehr aus den Hotels, das man hätte in die Landwirtschaft stecken können, und dann gings bergab und er kam in die Schulden. Den grossen Stall mussten wir von der Bauernhilfskasse abnehmen, sage und schreibe für 25 000 Franken damals, und jedes Jahr mussten wir so und soviel zurückzahlen. Das waren harte Jahre, mein Gott! Oft denke ich heute zurück und frage mich, wie habe ich das alles geschafft? Ich hatte Energie wie ein Ross! Aber ich sah, ich muss, sonst geht es nicht. Gleich nach meiner Gallenoperation wollte er mit Bauern aufhören, aber was hätte er gemacht? In die Howag (Emser Werke) konnte er nicht, hätten sie ihn nicht genommen. Und so stieg ich eben auf den Miststock, auf ein Brett, und begann Mist zu laden. Aber hier ist doch die Galle, da musste ich die Hand darauf drücken. Da kommt H.T. vorbei, lehnt sich an den Zaun und sagt: "Marie, weisst du, was du bist? Eine dumme Kuh, dass du vierzehn Tage nach deiner Operation auf dem Miststock hockst, eine dumme Kuh!", und hatte recht! Nachher bekam ich eine Blutung und musst nochmals ins Spital, aber er wollte mit Bauern aufhören! - Wieso kam denn niemand von den Nachbarn helfen? - Die hatten alle genug zu tun. -

Aber gerade freundlich waren sie ja nicht! - Recht hatte er schon, recht hatte er schon! "Vierzehn Tage nach der Operation auf dem Miststock! Und hebst noch den Fuss so komisch, wieso?" - "Frag nicht so dumm", sagte ich. Ich musste! J. ist auch eine Löwin und sie sagt oft zu mir: "Der Löwe lässt nicht so schnell locker!" - Als ich dann noch die Messmerei übernahm, sagte mein Mann richtig: "Hast du noch nicht genug?" Er hatte schon recht, aber ich habe mir gedacht, wenn ich das nicht mache, wird die Kirche geschlossen, und er ging auch gerne am Sonntag in die Kirche. Aber er wollte das nicht und fing immer wieder damit an. Ich sagte: "Jetzt hör einmal auf mit *dera huara Liri* von der Kirche, das mag ich nicht mehr hören", dann ging er ins Bett und am Morgen stand er auf und begann wieder damit! "Jetzt hör einmal auf, ich mache das nicht zuletzt wegen dir und wegen den alten Leuten, die kämen nicht mehr nach Rodels in die Kirche." Da redete er denn acht Tage nichts mehr mit mir, aber nicht einen Ton, kein guter Tag, keine gute Nacht. An einem Abend, als ich vom Melken heraufkomme, war er am Zeitung lesen, er hatte es eigentlich nicht so streng mit der Landwirtschaft, die meiste Arbeit im Stall machte ich, ausmisten, Heu schroten, melken, in die Sennerei gehen. Der Nachbar sagte schon immer, ich verwöhne ihn zu stark. Aber weil er das nicht so gerne machte, dachte ich, mache ich es halt, wenn ich mag. Da liest er die Zeitung und ich wasche ab und plötzlich muss er niesen und ich schaue zurück und sage: "Gesundheit!" und er lacht und sagt: "Danke!" (sie lacht) ... und beginnt wieder mit der gleichen Leier! Und ich: "So jetzt hör endlich auf damit, ich will nichts mehr hören und sonst fliehe ich!" und schletze die Tür zu und gehe hinüber auf die Laube, lege mich auf eine Truhe und schlafe ein. Irgendwann bin ich erwacht und es war dunkel, er war auch ins Bett gegangen. Am Morgen beginnt er wieder, er war schon ein *stineter*, wenn er etwas im Kopf hatte, meinte er, das müsse durch. "Jetzt fang bitte nicht mehr an, dieses Mal gehe ich dann nicht nur auf die Laube, dieses Mal gehe ich nach Genf zu meinem Bruder, dann kannst du ...."

(Ende Tonband 1/Fortsetzung Seite 70)

Heiraten hiess für eine Frau im Domleschg keinesfalls, dass sie fortan ihre Hände in den Schoss legen konnte. Im Gegenteil, die Arbeit war in der Zeit nach der Vermählung am grössten; zum Aufbau einer eigenen Existenz kamen bald einmal die Kinder hinzu. Frau Mehr übernahm zusammen mit ihrem Mann den Bauernhof des Schwagers, und weil ihr Mann wegen einer Krankheit nicht voll arbeitskräftig war, wurde sie zur treibenden Kraft des Familienunternehmens.
Aber auch die andern Frauen zogen sich keineswegs in ein geruhsames Privatleben zurück. Frau S. führte bis in die sechziger Jahre eine Pension, in der sie Feriengäste, in der Zwischensaison etwa Militär beherbergte. Frau E. wurde nach ihrem Rückzug aus dem Hotel Depothalterin des Konsums im Nachbardorf. Nach dem Krieg

eröffnete sie als verheiratete Frau eine Dorfbeiz, kombiniert mit einem kleinen Laden, die sie bis in die sechziger Jahre führte. Frau S. hielt ihre Selbstversorgung aufrecht. Für Frau R. war die Übernahme des väterlichen Landwirtschaftsbetriebes Grund für die Aufgabe der Hotelarbeit. Nachher führte sie die Gemeindekanzlei und verköstigte Feriengäste, die zum Teil in der Pension logierten, die schon ihre Mutter geführt hatte, zum Teil bei Mitbürgern, die Zimmer an Gäste vermieteten. Frau. V. nahm einen Pensionär auf und nähte nebenbei für Privatkunden. Frau M. hatte nach der Heirat gemeinsam mit ihrem Mann vollauf mit dem Aufbau eines eigenen Geschäftes zu tun. Frau C. verköstigte die Lehrlinge ihres Mannes. Die besonderen Familienverhältnisse von Fräulein N. legten nahe, dass sie zu Hause den Haushalt und die Landwirtschaft leitete, während ihre Schwester im Hotel blieb, um für ein regelmässiges Einkommen zu sorgen.

Wenn eine Saaltochter den Concierge heiratete, so war sie als Ehefrau die Hälfte des Jahres mit den Kindern allein zu Hause, wo die Führung der Familienwirtschaft vermehrt auf ihren Schultern lastete; so erzählt Frau Candrian:

> "Ich war hier allein mit den Kindern, innert sechs Jahren hatten wir fünf Kinder. So musste ich halt kutschieren. Wir hatten dann noch einen Acker, Kartoffeln, den Garten, Obst hatte man, ich weiss heute nicht mehr... Die Töchter sagen oft, wie hast du das nur gemacht, aber ich weiss heute selber nicht mehr wie. Damals musste man noch von Hand waschen, jeden Tag musste ich waschen mit diesen Kindern. Meine Mutter kam dreizehn Winter für zwei bis drei Monate und sie nähte und strickte viel und da war ich schon froh. Meine Tochter schaute viel für die jüngeren Geschwister und sagte oft, "ich muss immer Kinder gaumen", sie musste oft bei ihnen bleiben, wenn ich fortmusste oder krank war. Urlaub bekam mein Mann ja nicht für solche Fälle, das ist ja ganz klar. Gemüse und Kartoffeln hatten wir selber, dann hatten wir noch Schweine, im Frühling kaufte er mir Schweine und ich musste Schweine metzgen im Herbst, da hat er nicht locker gelassen. Das haben wir geräucht und hatten etwas im Haus, und hie und da hat man ein wenig Fleisch gekauft, aber das war wenig, man hatte gar kein Geld dazu. Im Konsum liess ich aufschreiben und einmal im Monat schickte mein Mann Geld, manchmal reichte es, manchmal nicht und dann musste ich schreiben. Das war immer ein Theater, die Jahre vergesse ich nicht! Dann gingen die Mädchen in die Sekundarschule und die eine musste zwanzig Franken haben, die andere zehn, und ich hatte manchmal nicht fünf Franken im Haus. Heute kann man das nicht begreifen, aber damals kam man ohne Geld aus. Zu Essen hatten wir immer recht, mehr einheimische Speisen, Bizokel mit Apfelmus, Apfelküchlein, Wähe, zuerst immer Suppe, das ist klar, und im Sommer natürlich viel Gemüse, Bohnen, Speck und Kartoffeln. Als die Kinder gross waren, gingen sie fort zu Bauern, und als mein Mann in Davos war, gingen

alle Kinder hinauf zu ihm und arbeiteten bei Bauern oder in Privatfamilien. Damals blieben die Kinder nicht zu Hause und taten den ganzen Sommer nichts.
(...) Ja, diese Zeit war schon nicht lustig. Als meine Tochter geboren wurde, hätte mein Mann in die Saison gehen sollen, und wir warteten immer auf das Kind. Ich hatte den Termin und war in Chur und das Kind kam einfach nicht und ich wartete drei Wochen. Er musste dann einfach gehen und von der Saison konnte er nicht kommen. Bis er zurückkam, war das Kind drei Monate alt und er hatte es noch nicht gesehen gehabt, bis wir es taufen konnten. Das waren Verhältnisse! Das war das zweite Kind.(...)
Dann sahen Sie Ihren Mann von der Heirat weg nur ein paar Wochen im Jahr? - Im Frühling etwa einen Monat bis fünf Wochen, dann war es schon viel, das war immer kurz im Frühling. Im Herbst war er zwei Monate hier, je nachdem, wie lange die Saison ging, wenn er erst Ende September kam, so war er Oktober, November hier, Anfang Dezember musste er wieder gehen.(...)
Angefangen haben wir mit nichts. Dann übernahmen wir das Haus und mussten Geld aufnehmen, damit wir ein wenig ausbauen und die Geschwister auszahlen konnten. Heute weiss ich nicht, wie das gegangen ist, es hat einfach alles weniger gekostet. Wenn ich die Preise anschaue von damals, da bekam man noch Brot für vierzig, fünfzig Rappen, ein Liter Milch war vielleicht dreissig Rappen, Käse kauften wir im Herbst von den Bauern zwei ganze Laibe. Dann hatten wir etwas Wiesen geerbt und nahmen anstatt Zins Käse. Fleisch hatten wir, das gab ja vier Schinken von so einem Schwein, Würste und Seiten Speck, also kaufen musste man schon nicht wie heute. Dann hatten wir Obst, wir hatten Äpfel selber, wir machten Konfi selber, Pflaumenkonfi und Beeren im Garten. Man hat wenig gekauft, Milch und Brot haben wir gekauft, Vieh hatten wir keines. Hühner hatten wir auch eine Zeitlang und dann wollte mein Mann nicht mehr und mir war es auch gleich, die wühlten den ganzen Baumgarten auf und machten alles kaputt um die Bäume herum. Hühner haben auch nicht rentiert, man müsste viele haben, nur bis zehn rentiert nicht. Wenn man selber kein Korn hat, muss man Leghennenmehl und Picke kaufen und diese Säcke waren immer ein Haufen Geld und Eier brauchten wir relativ wenig, vielleicht zum Backen oder für Omeletten, aber für das, was ich Eier brauchte, hat das zu viel gekostet, da habe ich die Eier billiger gekauft. Sterilisiert hat man auch vom Schwein, ich hatte damals eine Maschine von meiner Mutter, mit der man Konservenbüchsen sterilisieren konnte. Zum Beispiel Koteletten hat man kurz angebraten, eingefüllt in die Büchsen, Deckel drauf mit der Maschine und diese Büchsen musste man nachher kochen und sofort ins kalte Wasser, bis sie kalt waren. Wenn sie gebogen blieben, war es nicht gut und man musste es brauchen. Und die Gläser! Man machte ein von allem, bis sechzig, siebzig Gläser, da hatte man den ganzen Winter Kompott, wir kauften praktisch nichts, Konfi machte ich Liter um Liter, man machte Holder und Birnenhonig, einfach von allem."

Die Arbeit der Hausvorsteherinnen wurde im Dorf durchaus zur Kenntnis genommen. Anerkennende Worte für eine *tapfere* oder *tüchtige* Frau hört man sowohl von Frauen- wie von Männerseite. Die Mutter gebar nicht nur die Kinder und deckte die täglichen vitalen Bedürfnisse der Familie, sie wurde auch zum emotionalen Zentrum, vor allem wenn der Ehemann monatelang abwesend war. Dann war der Vater *nur zu Gast*, was ihn sicher auch oft betrübte. Mit ansteigender Konjunkturkurve in den fünfziger Jahren besserte sich die ökonomische Lage der Familien. Das Lohneinkommen des Mannes reichte weiter und gewann an Gewicht, die Frauen gaben nicht nur ihre Nebenerwerbe auf, die immer weniger rentierten, sie wurden auch durch allerhand Geräte und Apparate von den schweren Arbeiten des Haushaltes entlastet.

"Im Hotel hätte es Ihnen schon gefallen? - Mir schon, mir hat es schon gefallen. Ich wollte ja gar nicht mit zweiundzwanzig heiraten, ich wollte lieber noch in die Hotels, aber er wollte sich verloben (sie lacht). Ja, ja und so war es auch. Er sagte immer: "Weisst du, es war gut für dich, es ist traurig, wenn ich das sagen muss, dass du so früh Waisenkind wurdest." Sage ich: "Aber das war hart." Mein Vater starb anno 14, meine Mutter anno 18. Sie wollten mich in das Waisenhaus tun in Schleuis, dort waren meine Geschwister. Ich ging lieber zu einem Bauern, um arbeiten zu lernen. Mein Mann sagte: "Wie wenn du eine Ahnung gehabt hättest, dass du einmal Bauersfrau werden könntest." Nein, das habe ich nie geglaubt, und es wäre auch nicht dazu gekommen, wenn es in der Hotellerie besser gelaufen wäre. Mein Vater war Spengler-Installateur, hatte eine sichere Stelle, wir wohnten in Ems, er war der einzige Spengler. Meine Mutter war Schneiderin. Als der Vater starb, zog sie uns auf mit Nähen. Sie wollte von der Gemeinde nichts, sie wollte nicht, dass es heisse, sie müssten ihr helfen, und ging nähen im Hotel Krone, bei denen hat sie früher gedient. Die hatten Laden und Wirtschaft und da konnte sie nähen. Früher, wenn sie bis in alle Nacht hinein nähte, sie war eine gute Schneiderin, und wenn sie mit der Maschine getreten hat, so reklamierten die Leute im unteren Stock und gingen zum Hausmeister, die Frau Burkhardt nähe so lange bis fast um Mitternacht. Sie musste, sonst wäre sie nicht durchgekommen mit uns. Sie ging dann in die Krone und kam um Mitternacht nach Hause und der Nachtwächter, ein alter Mann, sagte mir einmal, als ich nach Ems ging: "Dir muss ich etwas sagen, deine Mutter ging in die Krone nähen, weil sie zu Hause nicht mehr *trampen* durfte so lange in der Nacht, und wenn sie nach Hause lief nachts um zwölf, dann bin ich in diesen Gässlein zurückgeblieben und dann hörte ich: toc, toc, toc, die Annamaria dem Schritt nach! Mit einer Sturmlaterne und einem langen Stecken. So habe ich deine Mutter nach Hause gehen sehen."
Nach der Schule, damals hörte das Schuljahr ja schon im April auf: "Du gehst zur Gotte", die hatte Restaurant und Landwirtschaft und die andern alle auch zum Götti

und den Gotten, die bauerten auch alle. So hatte sie uns ab der Kost, aber zum Schlafen mussten wir nach Hause, das wollte sie so. Wir hatten es hart. Ich muss noch abwaschen. (Frau Mehr steht auf und beginnt abzuwaschen. Dabei erzählt sie, dass der Patron im Hotel die Angestellten schon in die Kirche liess, die Messe aber morgens um fünf stattfand.)
Uns haben sie schon schikaniert! Meint ihr, ich gehe um fünf Uhr morgens in die Kirche, wenn ich nachts um zwölf ins Bett gehe? Nein, nein! - Haben Sie reklamiert in so einem Moment? - Ja was nützt das? Da war man hier zum Arbeiten und fertig! Also heute können sie mit den Ausländern nicht mehr machen, was sie damals mit uns machten. Ja, ja, nein, nein! Und ist auch gut so! Zum Beispiel einmal im Palace St. Moritz hatte ich zu wenig auf einer Platte und musste Supplément holen, gehe in die Küche zum Küchenchef, das war ein Welscher und konnte schlecht deutsch. Er fragte, was ich wolle, und ich sagte auf französisch: *"Supplément, s'il vous plaît!"* Er nimmt die lange Silberplatte, war ein wenig besoffen, weil er gerne trank, kommt zurück und sagt, er habe nichts mehr. Ich sehe, er ist wütend auf mich, dass ich gekommen bin, aber das war für die Gäste! Ich sehe, dass er eine Bewegung macht und hocke ab und die Platte fliegt über mir durch, wenn ich die an den Kopf gekriegt hätte, hätte ich ins Spital gehen können. Es klirrte auf dem Steinboden, Frau Badrutt hörte klirren, meinte, ich hätte etwas fallen lassen, und kam heraus. Ich nahm die Platte, um sie der Obersaaltochter zu zeigen. Sie fragt: "Ja was ist denn da los, Fräulein Burkhardt, was haben Sie da mit der leeren Platte?" - "Ja, Frau Badrutt, wenn ich nicht geschwind gewesen wäre und gedacht hätte, der schmeisst dir die Platte nach, dann könnten Sie mich ins Spital tun!" - "Was hat er denn gemacht?" - "Er hat nichts mehr und wurde wütend und schmeisst mir die Platte nach und ich mache so (bückt sich blitzschnell), flink bin ich gewesen, Platte oben hinüber..." Sagt sie: "Was? Stimmt das?" - "Ja das stimmt, kommen Sie mit mir zum Chef und dann will ich schauen, ob er es gelten lässt." Ich ging zurück mit der Madame, er musste es zugeben. Sie verlangte, dass er nach dem Service zu mir in den Saal komme, um sich zu entschuldigen, und er kam. Als Saaltochter kann man doch nichts dafür, wenn zu wenig auf den Platten ist, ich holte das ja nicht für mich, wir assen auch im Saal, aber wir assen vorher. - Was hat er denn vermutet, dass Sie "abserviert" hätten? - Ja. Ein wenig zuviel getrunken, in diesen warmen Küchen hat man Durst, aber er kam und entschuldigte sich und die Obersaaltochter sagte: "Ha, du hast ihn geholt!" Man erlebte schon manches. Im Kurhaus hatte ich einen Direktor, als ich ankam, sagte er unter anderem, ob ich die erste Etage wolle oder die zweite. Ich antwortete, eine gute Etage hätte ich gerne natürlich, aber ich wisse nicht, welche die beste sei. Und dann macht er: "Ein herziges Mädchen, aber Sie müssen ein Bubiköpfchen machen lassen!" - Und ich sage: "Herr Direktor, dem, dem ich gefalle, gefalle ich auch ohne Bubikopf, und Ihnen muss ich nicht gefallen!" Ich war schon parat mit den Antworten, und er ging dann und mochte mich schon nie! Das ist der, der auf mich

los kam wie ein Riese, als ich am Strütschen war. Er hatte eine bildschöne Frau, aber die liessen sich dann scheiden, er zog mit anderen und wollte es bei mir probieren. Ich sagte das meinem Mann, der sagte: "Pass auf mit dem Kerl!" Die Frau ging dann weg von ihm und er ging ins Ausland. Als ich im Herbst fort wollte, verlangte ich ein Zeugnis, das habe ich heute noch. "Herr Direktor, wann könnte ich mein Zeugnis holen kommen? Ich bin fertig auf der Etage und ginge gerne heute nach Hause." Ich war in Rodels in der Zwischensaison in einem Restaurant, wo hätte ich hingehen sollen als armes Waisenkind? Ich hätte ja in der Zwischensaison aufbrauchen müssen, was ich verdient hatte, und war noch so froh, dass ich dorthin konnte. In der Zwischensaison war ich immer dort. Ich wollte also mein Zeugnis und sagte, dann und dann fährt mein Zug, und er sagt: "Jetzt habe ich keine Zeit!" Ich gehe hinauf zur Gouvernante: "Jetzt nimmt es mich nur Wunder, ob er das Zeugnis bis zwei Uhr macht oder nicht!" Um zwei Uhr ging ich auf das Büro und er hatte kein Zeugnis ausgestellt. Da sage ich: "So Herr Direktor, jetzt sage ich etwas, jetzt gebe ich Ihnen noch eine halbe Stunde Zeit, und wenn Sie bis dann kein Zeugnis ausgestellt haben, so gehe ich zur Generaldirektion, zu Herrn Perini, und erzähle ihm, was Sie für ein Vogel sind!" Aber nein, um halb drei hat er das Zeugnis ausgestellt gehabt und dann noch was für ein gutes! (Sie lacht) Für eine Ohrfeige hätte er mich nicht einmal erwischt! Die nächste Saison war dann gut, er wollte es einfach versuchen.

Ich kann noch Photos zeigen von St. Moritz. Dieses Foto, das ist mein Vermögen, das sind meine Kinder, das sage ich dem Pfarrer immer, wenn er kommt und sagt, ich hätte schöne Bilder, das ist mein Vermögen und er antwortet: "Das ist aber ein schönes Vermögen, Frau Mehr!" (Sie erklärt, wer wer ist auf dem Bild) - Wieso denn Vermögen? - Das ist alles, was ich zusammengebracht habe, viel anderes habe ich nicht zusammengebracht. Da sagt der Pfarrer: "Das ist aber ein schönes Vermögen, eine gesunde, schöne Familie!" (Ende)